

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

## Die Frau mit den Sarsunkelsteinen.

Roman von G. Harlitt.  
(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Am anderen Morgen hieß es für Grete sich schlief auf die Füße machen und durch die thautriefenden Stoppelfelder hinauswandern nach Dambach, obgleich der Papa versicherte, daß der alte Herr Nachmittags hereinkommen und mit ihm auf die Sühnerjagd gehen wolle.

Und das Wiedersehen draußen war noch viel schöner gewesen, als es sich das junge Mädchen in Berlin ausgemalt hatte. Ja, sie war sein Liebling geblieben! Der prächtige Greis, knorrig von Gestalt und rauh von Wesen, er war ganz mild und weich geworden; er hätte sie am liebsten wie ein Püppchen auf seinen

breiten Handteller gesetzt, um sie den herzulaufenden Fabrikleuten zu zeigen. — Sie war über Mittag geblieben, und die Frau Faktovin hatte ihre aller schönsten Eierluden baden müssen; aber auf ihren noch berühmteren Kaffee wurde nicht gewartet — pünktlich auf die Minute warf der passionierte alte Jäger Flinte und Büchsenanzug über, dann ging es auf der Chaussee in scharfem Marsche vorwärts.

Draußen zur Seite lag der Prinzenhof. Luft und Beleuchtung waren so klar und scharf, daß man die Blumengruppen auf dem Nasenparterre bunt herüberleuchten sah. Allerdings, hübsch genug



Streit um den Fahrweg. Nach dem Delgemälde von Jaroslav Besin.

war das Schloßchen geworden! Früher hatte es wie ein verschlafenes Dornröschen zu Füßen des Berges gelegen — halb unter dem schuppenden Wetthimmel des bergaufsteigenden Waldes, den heute schon die gelben und rothen Flammen des Herbstes betupften — ohne Glanz und Farben und wenig beachtet. Jetzt hatte es sich geredet und gestreckt und die Augen aufgeschlagen; zwischen den dunklen Nußbäumen gliperte und flimmerte es, als sei eine Hand voll Diamanten dort verstreut worden — die alten, vermorsteten und nie geöffneten Falousien waren verschwunden, und neue, ungebrochene Spiegelscheiben füllten die mächtigen steinernen Fensterrahmen.

„Ja gelt, Gretel, wir sind vornehm geworden hier draußen?“ fragte der Großpapa. Er zeigte mit ausgestrecktem Arm hinüber. Wie ein Rede tritt er dahin, der Siebziger! Unter seinen Tritten krachte das Chausséegetöse, und sein mächtiger weißer Schnauzbart leuchtete wie Silber in dem braunen, kühnen Gesicht, das die breite, einst auf dem Fichtboden geholte Schmarre quer über der Wange von der einen Seite fast furchtgebietend machte. „Ja, vornehm und fremdlandisch!“ bekräftigte er weiterstapfend; „wenngleich die Frau Mama eine urdeutsche Pommersche ist und die Tochter auch von väterlicher Seite her Nichts von John Bull oder den ‚Parlez-vous français‘ in den Aeren hat — macht nichts! — es wird doch auf englische Art gekocht und gegessen und französisch parliert nach Noten . . . Ja, die alten Nußbäume werden wohl guden und sich in ihr Herz hinein schämen, daß sie in ihren alten Tagen wie dumme Bauerjungen dastehen und in ihrer Jugend nicht lieber Platanen oder sonst was Vornehmes geworden sind.“

Margarete lachte.

„Ja, da lachst Du, und Dein Großvater lacht auch! — Ich lade über den Staub, den zwei Weiberröcke da herum —“ er beschrieb mit ausgestrecktem Arm einen weiten Bogen über die Gegend hin — „a wirbeln — die reine Affentomödie, sag' ich Dir! . . . Warst Du schon im Prinzenhof?“ heißt's da, und bist Du schon vorgestellt?“ dort! Und der Eine grüßt kaum, wenn man nicht, wie er, beim großen Diner gewesen ist, und ein Anderer stiert Einem ganz perplex, wie einem notorisch Verirrten, ins Gesicht, wenn man sagt, daß man sich bedankt hat und lieber in seinen vier Pfählen geblieben ist . . . Ja, quid, Gretel, der Mensch lernt nicht aus! Hab' da gemeint, ich lebe mitten unter lauter Hauptsternen vom thüringischen Schlag, von echtem Schrot und Korn, und da quetschen sich jetzt die alten Knasterbärte in den Frack, schütten sich Eau de lavande, oder anderes Riechzeug — er unterdrückte nur halb ein energisches „Pfui Teufel!“ — „auf ihre Schnupftücher und schluden zimperlich eine Tasse Thee mit Butterbrennchen da drüben — sie mögen schön dran würgen, die ausgepöckelten Burgunderischläuche die!“

Margarete sah ihn von der Seite an; von der betonten Lachlust vermochte sie keine Spur zu finden; wohl aber sprühte ihm der helle, ehrliche Mannesjocun unter den weißbuschigen, gerunzelten Brauen hervor. Sie hing sich schleunigst an seinen Arm, hob den rechten Fuß und veruchte in seine weiten, militärisch strammen Schritte einzuklinken.

Er schmunzelte und schielte seitwärts auf sie herunter. Die winzige Spitze ihres Stiefelchens sah gar zu lächerlich aus neben dem ungeheuren Jagdstiefel. „Was für arme Spazierstöckchen! Und das will sich auch noch maufig machen!“ höhnte er. „Geh, gib's auf, Gretel! Da lebt die Junge dort!“ — er zeigte nach dem Prinzenhofe zurück — „auf einem anderen Fußel! Sapperlot, da muß man Respekt haben! Freilich, ihr Beide könntet in der Wiege umgetauscht sein — solch ein polizeiwidrig kleines Pedal kommt Dir nicht zu, und bei einer Blaublütigen ist ein großer Fuß allemal nur ein unbegreifliches, voshafes Naturpiel . . . Aber schön ist sie sonst, die junge ‚Gnädige‘ — Alles was wahr ist! Weiß und roth wie Milch und Blut, blond, — Du braunes Maifäserchen mußt Dich daneben vertriehen — groß“ — er hob die Hand fast bis zu seiner Kopfhöhe — „schwer und drall, echt pommersche Rasse, und gefegt und pomadig! Solch ein Windspiel, wie eben eines neben mir hertrippelt, kommt da nicht auf.“ —

„Ach Großpapa, das Windspiel freut sich seines Lebens, so wie es ist — darüber lasse Du Dir ja fein graues Haar wachsen!“ lachte das junge Mädchen. „Uebrigens haben die armen Spazierstöckchen schon ganz Respektables geleistet, und es fragt sich noch sehr, ob Dein großer Siebenmeilenstiefel da mit mir Leichtfuß

auf den Schweizerbergen konkurriren könnte. Frage nur den Onkel Theobald in Berlin!“

Damit lenkte sie glücklich auf ein anderes Thema über. Der alte Mann war tief ergrimmt und gereizt; er übergoß die zukünftige Schwiegermutter mit der ganzen scharfen Lauge seines Spottes. Seine Beziehungen zu der Großmama mochten deshalb augenblicklich noch weit weniger friedfertig sein, als gewöhnlich. Und er hatte sicher wieder einmal Recht, sein scharfer Blick trotz selten; aber die Entlein konnte und durfte doch nicht Del ins Feuer gießen, und so erzählte sie in anschaulicher Weise von dem Hofszij auf dem Sankt Bernhard, wo sie mit Onkel und Tante während eines furchtbaren Schneesturmes übernachtet, von allerhand Erlebnissen in Italien und so weiter; und der alte Herr hörte ganz hingegenommen zu, bis der Pachthaus-Thorflügel hinter ihnen zufiel und das abgefallene Lindenlaub im Hofe unter ihren Füßen knisternd umherfob.

Sie betraten eben den Flur des Vorderhanfes, als ein winzig kleiner Hund, ein Affenpinkler, durch einen schmalen Spalt des Haushores vom Markte hereinzuschlüpfte. Er klappte die Eintretenden mit hoher, scharfer Stimme an.

Margarete kannte das kleine Thier. Vor Jahren war Herr Lenz einmal von einer Reise zurückgekommen und hatte es mitgebracht. Und es hatte ausgehoben, a's sei es das Schoßhündchen einer Prinzessin gewesen. Blauweißene Bandhschleifen hatten aus seinem zottigen Fell geleuchtet, und an kalten Tagen war es in einer schöngeputzten Purpurhahnde auf dem Gange herumgelaufen. Trotz aller Lockungen war es aber nie in den Hof zu den Kindern herabgekommen, die Malersleute hüteten es wie ein Kind.

Nun kam es da hereingelaufen, und gleich darauf wurde der Thorflügel weiter aufgeschoben, und ein Knabe sprang ihm nach. Fast in demselben Momente klickte aber auch das in den Hausflur mündende Fenster des Komptoirs, und Reinhold's Kopf fuhr heraus.

„Du infamer Bengel, habe ich Dir nicht verboten, hier durchzugehen?“ schrie er den Knaben an. „Ist etwa der Theweg im Pacht Hause nicht breit genug für Dich? . . . Das ist das Herrschaftshaus, und da hast Du absolut nichts zu suchen, so wenig wie Deine Leute! Habe ich Dir das nicht schon gesagt? Versteht Du denn nicht Deutsch, einfältiger Junge?“

„Was kann ich denn dafür, wenn Philine mir ausreißt und hier hereinkläuft? Ich wollte sie fangen, aber es ging nicht gut, weil ich den Korb am Arme habe!“ entschuldigte sich der Kleine mit einem etwas fremdartigen Accent. „Und Deutsch kann ich sehr gut; ich verstehe Alles, was Sie sagen,“ setzte er gekränkt, aber auch trotzig hinzu. Er war ein bildschönes Kind; ein wahrer kleiner Apollokopf, umringelt von kurzgeschnittenen braunen Locken und strahlend in Frische und Gesundheit, sah seit und hochgetragen auf dem kräftigen Nacken. Aber all diese Lieblichkeit schien nicht vorhanden für den bleichsüchtigen jungen Menschen mit dem tödlich kalten Blick und der leisenden Stimme, der am Komptoirfenster stand.

Und nun ließ sich die entwürzte Philine auch noch einsinken, die nach der Wohnstube führenden Stufen hinaufzuspringen, als sei sie da zu Hause.

Reinhold stampfte mit dem Fuße auf, während der Knabe ängstlich der klaffenden Wiffethäterin um einige Schritte nachließ.

„Nun mache Dich nur schleunigst aus dem Staube, Junge,“ scholl es erbittert aus dem Fenster, „oder ich komme hinaus und schlage Dich und Deinen Köter windelweich.“

„Na, na, das wollen wir erst 'mal sehen, Berehrtester! Da sind auch noch andere Leute da, die das zu verhindern wissen!“ sagte der alte Amtsrath und stand mit zwei Schritten vor dem Fenster.

Reinhold duckte sich unwillkürlich vor der plögliden, gewaltigen Erscheinung des Großvaters.

„Bist mir ja ein schöner Kerl!“ höhnte der alte Herr — Alexer und Sarcasmus stritten in seiner Stimme. „Reißt wie ein Waschweib und machst Dich maufig in Deines Vaters Haus, als hättest Du den Hauptstij in der Schreibstube. Geh', laß Dir erst die Federn wachsen und den Schnabel putzen! . . . Warum soll denn das Bürschchen da nicht durchgehen, he? Weinst vielleicht, er tritt Euch von dem kostbaren Steinpflaster da 'was herunter?“

„Ich — ich kann das Klaffen nicht vertragen, es greift mir die Nerven an —“

„Hör mir auf mit Deinen Nerven, Junge! Mir wird ganz übel bei dem Gewinsel! Schämst Du Dich denn nicht, zu thun, als hätten sie Dich im Altweiberpittel erzogen? „Meine Nerven!“ ahmte er ihm zornig nach. „Ja, da soll doch —“ er verschluckte den Rest des Donnerwetters, zerrte an seinem Klintenriemen und drückte sich den Hut mit der Spielhahnsfeder fester in die Stirn. Inzwischen war auch Margarete näher getreten. „Aber Reinhold,“ sagte sie vorwurfsvoll, „was hat Dir denn der Kleine gekhan —“

„Der? Mir?“ unterbrach er sie höhnisch — die Klouage war ihm zurückgekehrt. „Na wirklich, das hätte noch gefehlt, daß uns die Leute aus dem Hinterhauke auch noch direkt zu Leibe gingen! . . . Sei Du nur erst ein paar Wochen hier, Grete, da wird es Dir gerade so gehen wie mir, da wirst Du Dich umgucken, Junger Weisheit! Wenn wir die Augen nicht offen halten, da wird bald kein Fleckchen mehr im Hause sein, wo der Bürsche dort — er zeigte nach dem Knaben, der eben seinen Handkorb auf den Boden setzte, um den wideripenstigen Hund besser greifen zu können — „nicht Fuß faßt! . . . Der Papa ist ganz unbegreiflich indolent und nachsichtig geworden. Er leidet's, daß der Junge in unserem Hofe herumtollt und sich mit seinen Schreibheften unter den Linden breit macht — auf unserem Lieblingsplatz, Grete, wo wir, seine eigenen Kinder, unsere Schularbeiten gemacht haben! Und vor ein paar Tagen habe ich mit eigenen Augen gesehen, wie er ihm im Vorübergehen ein neues Buch auf den Tisch gelegt hat —“

„Reidhammel!“ brummte der Amtsrath unwillig. „Denke was Du willst, Großpapa!“ plagte der sichtlich Erbitterte heraus. „Aber ich bin sparsam wie alle früheren Vertreter unserer Firma, und über hinausgeworfenes Geld kann ich mich während ärgern. Man schenkt nicht auch noch Leuten, die Einem ohnehin auf der Tasche liegen. Jetzt, wo mir die Bücher vorliegen, jetzt weiß ich, daß der alte Lenz nie auch nur einen Pfennig Miethzins für das Pachhaus gezahlt hat. Dabei ist er ein so langjamer Arbeiter, daß er kaum das Salz verdient. Er müßte nothwendig per Stück bezahlt werden; aber da giebt ihm der Papa jahraus, jahrein seine dreihundert Thaler, ganz einerlei, ob er auch nur einen Teller einkauft oder nicht, und das Geschäft hat den bittersten Schaden. . . Ich sollte nur einen einzigen Tag die Macht haben, da sollte aber Ordnung werden, da würde aufgeräumt mit dem alten Schlendrian —“

„Na, dann ist's ja ein wahres Glück, daß solche Grünichnabel kufchen müssen, bis —“

„Ja, bis der Hauptstüb in der Schreibstube leer geworden ist,“ ergänzte der Kommerzienrath, der plötzlich dazwischen trat. Wahrscheinlicher Weise hatte er Schwiegervater und Tochter über den Hof her kommen sehen und sich schleunigst fertig gemacht, um den pünktlichen alten Herrn drunten nicht warten zu lassen. Er war im Jagdanzuge und mochte wohl im Herabkommen den größten Theil des Wortwechsels am Komptoirfenster mit angehört haben — es lag etwas Ungeklärtes in seinem plötzlichen Hervortreten, und Margarete sah, wie ihm beim Sprechen die Unterlippe nervös bebte. Er streifte übrigens das Fenster mit keinem Blide; er suchte nur die Achseln und sagte ganz obenhin, in fast jovialer Tone: „Leider hat diesen Hauptstüb der Papa noch inne, und da wird sich das sehr weise Söhnlein das Austräumen für vielleicht noch recht lange Zeit vergehen lassen müssen.“

Damit reichte er begrüßend seinem Schwiegervater die Hand hin. Das Fenster wurde geräuschlos zugeedrückt, und gleich darauf hing der dunkle Wollvorhang so bewegungslos dahinter, als sei auch nicht der Schatten eines Menschen daran hingestrichen. Der junge Heißsporn mochte sich in Nummer Sicher hinter seinen Schreibtisch zurückgezogen haben.

Unterdessen war es dem Knaben gelungen, die eigenwillige Philine einzufangen; Tante Sophie, die eben mit einem Porcellankorbchen voll Gebäck aus der Wohnstube kam, hatte ihm geholfen, indem sie sich breit über den Weg gestellt. Nun klapperten seine kleinen Abjäge die Stufen herab; auf einem Arme hatte er den Hund, und an den anderen hing er wieder seinen Korb — sein Gesichtchen sah ganz alterirt aus.

„Hast Du gewinkt, mein Kleiner?“ fragte der Kommerzienrath und bog sich zu ihm nieder. Margarete meinte, sie habe

noch nie diese Stimme so weich und innig gehört, wie bei der theilnehmenden Frage, die dem sonst so kalt seinen Weg gehenden, vornehm zurückhaltenden Mann gleichsam entschläpft.

„Ich? — was denken Sie denn?“ entgegnete der Kleine ganz beleidigt. „Ein richtiger Junge heult doch nicht!“

„Bravo! Recht so, mein Junge!“ lachte der Amtsrath überreich auf. „Du bist ja ein Prachtstück!“

Der Kommerzienrath ergriff den Hund, der alle Anstrengungen machte, sich zu befreien, und stellte ihn auf die Beine. „Er wird Dir schon nachlaufen, wenn Du über den Hof gehst,“ sagte er beruhigend zu dem Kinde. „Aber an Deiner Stelle würde ich mich doch schämen, mit dem Korbe über die Straße zu gehen; — er sah finster auf das Anhängel an dem kleinen Arme, als ärgere er sich, die ideale Gestalt dadurch entstellt zu sehen; — für einen Gymnasiasten paßt das nicht — Deine Kameraden werden Dich anlachen.“

„O — das sollen sie nur probiren!“ Er wurde ganz roth im Gesicht und hob den schönen Kopf fest und energisch wie ein Kampfhähnchen. „Ich werde doch für meine Großmama Semmeln holen dürfen? Unsere Aufwartfrau ist krank, und die Großmama hat einen schlimmen Fuß, und wenn ich nicht gehe, da hat sie nichts zu ihrem Kaffee, und da frage ich viel nach den dummen Jungen!“

„Das ist hübsch von Dir, Max,“ sagte Tante Sophie. Sie nahm eine Handvoll Mandelgebäck aus ihr m Korbchen und reichte sie ihm hin.

Er sah freundlich zu ihr auf, aber er griff nicht zu. „Ich danke, ich danke sehr, Fräulein!“ sagte er und fuhr sich, selbst verlegen über seine Abweisung, mit der Hand in die Loden. „Aber wissen Sie, Süßes esse ich niemals — das ist nur für Mädchen!“

Der Amtsrath brach in ein lautes Gelächter aus; sein ganzes Gesicht strahlte, und plötzlich hob er das Kind sammt seinem Korb hoch vom Boden auf und küßte es herzlich auf die blühende Wange. „Ja, der ist freilich aus einem anderen Holze! Saderlot, das war' Einer nach meinem Sinn!“ rief er, indem er den Knaben wieder aus seinen gewaltigen, kraftvollen Händen entließ. „Wie kommt denn das kleine Weltwunder in die Kumpelkammer, in das alte Pachhaus?“

„S ist ein kleiner Franzose,“ sagte Tante Sophie. „Gelt, in Paris bist Du eigentlich zu Hause?“ fragte sie den Kleinen.

„Ja. Aber die Mama ist gestorben und —“

„Sieh doch — Deine Philine ist schon wieder chappirt!“ rief der Kommerzienrath. „Lauf ihr nach! Sie ist im Stande und rennt bis hinauf zu der alten Dame, die oben wohnt!“

Der Kleine sprang die Stufen hinauf. „Ja, seine Eltern sollen beide gestorben sein,“ sagte Tante Sophie halb laut zu dem alten Herrn.

„Das ist ja aber gar nicht wahr!“ protestirte der Knabe von der Treppe herab. „Mein Papa ist nicht todt, nur weit fort, sagte die Mama immer — ich glaube, weit über dem Meer drüben.“

„Und sehnst Du Dich denn nicht nach ihm?“ fragte Margarete.

„Ich habe ihn ja doch noch niemals gesehen, den Papa,“ antwortete er halb trocken, halb im Ton naiver Verwunderung darüber, daß er sich nach Etwas sehnen sollte, wovon er keine Vorstellung hatte.

„Das ist ja eine närrische Geschichte! Den Teufel auch! hm!“ brummte der Amtsrath fast betreten und schlenkerte die Finger der rechten Hand, als habe er sich an Etwas verbrannt. „Da ist er ja wohl gar von einer Lenz'schen Tochter?“

„Kann ich nicht sagen — so viel ich weiß, ist nur eine da,“ verjette Tante Sophie. „Wie hat denn Deine Mutter geheißen, Küngelchen?“

„Mama und Apolline hat sie geheißen,“ antwortete der Knabe kurz. Er war des Ausfragens sichtlich müde und strebte an den Umstehenden vorüber zu kommen. Philine hatte sich endlich bequemt, den richtigen Ausgang zu suchen, und war bellend in den Hof hinausgelaufen.

„Nun springe aber, Kleiner!“ sagte der Kommerzienrath, der währenddem schweigend, aber mit einer Ungebuld zwischen Haus- und Hofthür hin- und hergegangen war, als brenne ihm der Boden unter den Sohlen, und fürchte er, etwas von seinem Jagdvergnügen einzubüßen. „Poß auf, Deine Semmeln kommen zu spät — der Kaffee wird längst getrunken sein!“

„Ach, der ist ja noch gar nicht gefocht!“ lachte der Kleine. „Ich muß doch erst Späne vom Boden herunterholen und klein machen.“

„Mir scheint, sie machen Dich zum Achenputtel da drüben,“ sagte der Kommerzienrath, indem seine dunklen Augen aufblitzend das Backhaus suchten.

„Meinst Du, das schade dem Bärschchen?“ fragte sein Schwiegervater. „Ich habe auch als neunjährige kleine Krabbe Holz für die Küche klein gemacht und bin in Feld und Stall zur Hand gewesen, wie ein Hirtenjunge — bleibt das etwa an dem Manne kleben? . . . Was hat denn solch ein armer kleiner Schlucker für eine Zukunft? — Da ist Etwas faul und nicht in der Ordnung, so viel merk' ich; und ob man je über das Meer wiederkommen und seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit thun wird, das fragt sich — mit dem Vorhalten in solchen Dingen ist heutzutage nicht viel los. Na, und der Alte dort —“ er zeigte nach dem Backhause — „der wird gerade auch nicht schwer an seinem Gelbfalten zu schleppen haben; da heißt's einmal für den Mosje da, sich durchschlagen und alle Kraft aufwenden, daß im großen Weltgetriebe der Kopf oben bleibt —“

„Ich will ihn später ins Komptoir nehmen,“ fiel der Kommerzienrath ein; er legte dabei seine Hand wie unwillkürlich schützend auf den braunen Vordentopf, als gehe ihm der Gedanke, daß dieses prächtige Kind im Kampf ums Dasein untergehen könne, ans Herz.

„Na, das ist ein Wort, Balduin, das freut mich! Dann zieh' Dir aber auch den da drin —“ er neigte den Kopf nach dem Komptoirfenster, hinter welchem sich eben wieder die Vorhangsfalten verrätherisch bewegten — „erst besser, sonst giebt's Nord und Todtschlag.“

Er klopfte seiner Enkelin zärtlich die Wange und reichte Tante Sophie abschiednehmend die Hand. „Auf Wiedersehen, Base Sophie!“ — er nannte sie stets so — „Ich werde diese Nacht wieder einmal in meiner Stadtkoje logiren — möchte gern einen Abend mit Herbert und der Gretel zusammen sein. Bitte, es droben bei der Geitzrengen allerunterthänigst zu vermelden!“ setzte er mit einer ironisch feierlichen Verbeugung hinzu und trat hinaus auf den Marktplatz.

Der Kommerzienrath blieb noch einen Moment wie angefesselt stehen. Er sah, zurückgewendet, wie seine Tochter dem fortstürmenden Knaben bis weit in den Hof hinein nachsah, ihm mit beiden Händen in das reiche Vordenhaar fuhr und dem lachenden kleinen Bengel küßte. Das war ein liebliches Bild, anziehend genug, um wohl einen Jeden das Fortgehen vergessen zu machen . . .

„Na, da hat sie ihn ja schon beim Schlafütchen!“ sagte Bärbe, die am Küchenfenster hantirte und schräg hinaus die Gruppe im Hofe auch sehen konnte, schmunzelnd zu der Hausmagd. „Dachte mir's doch gleich, daß unser braves Gretel mit dem Heinhold und der im oberen Stocke nicht in ein Horn blasen würde. Der kleine Schlingel mit seinem schönen Krauskopfe thuts ja einem Jeden an, der ein Herz und keinen Stein in der Brust hat . . . Da läuft er hin und will sich ausschütten vor Lachen über den Spas, daß ihn das schöne Mädchen bei den Haaren erwischt hat! 'S ist doch was Schönes um die liebe Jugend! Das mußst Du doch selbst sagen, Zette — 's ist gleich ein ganz anderes Leben, wenn so ein junges Blut unter uns alte Husaren kommt! Das fröhcht auf!“

Und sie that ein paar kräftige Züge aus dem geliebten Kaffeetopfe und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war heiß in der Küche. Der mächtige Brat- und Backofen glühte, und liebliche Küchendünste schwebten in die sonnedurchfunfelte Herbstluft hinaus — es wurde gebadet, als solle eine ganze Kompanie heißhungeriger Soldaten vom Manöver einrücken; war aber Alles nur der einzigen heimgekehrten Tochter des Hauses zu Ehren . . .

11.

„Aber wahr ist's, Gretel — bist doch noch genau derselbige Kindskopf, wie dazumal, wo Du mir auf Tritt und Schritt nachgelaufen bist, beide Hände an meinen Rockfalten, ganz einerlei, ob's auf den Boden oder in den Keller ging!“ sagte Tante Sophie halb lachend, halb ärgerlich in einer der späteren Nachmittags-

stunden des anderen Tages. Sie stand im rothen Salon der Beletage, und der Hausknecht reichte ihr die Bilder von den Wänden herab. Alle nach dem Flurjaal mündenden Thüren der Zimmerecke standen offen; das Tageslicht fiel durch lauter vorgehängenblöste Fenster, und aufgeschwehte Staubwölckchen stritzten und tanzten lustig in den Flurjaal hinaus. Neue Tapeten, neue Gardinen, Portieren und Teppiche sollten für die voraussichtlich glänzende, gefellschaftlich belebte Winterfaison in die Zimmer kommen — das gab auf Wochen hinaus einen fürchterlichen Rummel.

„Hier oben ist nichts für Dich, Gretel, Trugkopfs!“ wiederholte die Tante nachdrücklicher und winkte abwehrend dem jungen Mädchen, das lachend nun erst recht auf der Schwelle Posto faßte. „Es zieht und stäubt — ganz unverschämt stäubt's, sag' ich Dir! Möchte nur wissen, wo er immer wieder herkommt, der verfluchte graue Puder! Da rennt man das ganze Jahr durch mit Wischtuch und Staubwedel hier oben herum, als wem's extra bezahlt würde — und nun solche Wolken! Die Alten da oben“ — sie zeigte auf verschiedene, noch hängende Delbilder längst vermoderter Geschlechter — „müssen sie geradezu aus ihren Berücken und Haarbeuteln schütteln . . . und Dein Pudelskopf wird davon gerade auch nicht schöner werden, Gretel!“

„Schadet nichts, Tante! Ich bleibe da, und ehe Du Dich verziehest, hast Du auch meine beiden Hände wieder an Deinen Rockfalten. Es ist eine gar verwirrete Zeit, in der wir leben, der moderne Thurmbau zu Babel — nur umgekehrt — wir bauen nach unten, in die stoddunkle Nacht hinein. Man weiß kaum noch, was recht, was schlecht, was krumm oder gerade, erlaubt oder verpönt ist, einen solchen Wischmasch der Begriffe haben die famosen Baubestimmten nach unten' zu Stande gebracht. Und da muß ein junges Ding wie ich froh sein, wenn es sich an einen richtigen Steuermann festklammern kann — und der bist Du, Tante!“

„Geh weg! Ich dächte doch, gerade Du hättest Dein Köpfschen für Dich und liebest Dir nicht so leicht ein K für ein U vor-machen . . . Da, hilf mir — wenn Du denn durchaus nicht fortzubringen bist — nimm sie am anderen Ende, ich kann sie nicht allein schleppen, die schöne Dore!“

Und Margarete ergriff das eben von der Wand gehobene Bild und half es über den Flurjaal hinweg in den spukhaften Gang tragen, dessen Thür heute weit zurückgeschlagen war. Dort lehnte schon eine ganze Reihe abgenommener Bilder an den Wänden; da standen sie geschützt; kein vorübergehender Fuß berührte sie, und nicht ein zubringlicher Sonnenstrahl schädigte ihre Farben.

Sie war in der That schwer, die Frau mit dem Karfunkelstein. Sie stand in einem geschuigten, reichvergoldeten, wenn auch nahezu erblindeten Rahmen, der eine von breiten Band umwundene Rosen- und Myrthenquirlende bildete. Die Frau hielt ja auch ein paar Myrthenzweiglein lässig zwischen den schlanken Fingern — so war sie jedenfalls als Braut gemalt. Das Bild war ein Kniestück, das junge Weib in smaragdfarbener, mit Silberblumen durchwirkter Brokatrobe darstellend — aber was für ein Weib war das!

Margarete hatte oft in kindlicher Neugier zu dem Bilde aufgeblitzt; aber was hatte sie damals von der Beseelung einer Gestalt, von der Darstellungskraft des Pinsels verstanden? Es war ihr immer nur aufgefallen, daß die hohe Fajur, die bei all den anderen Lamprecht'schen Hausfrauen und Töchtern schnee-weißer Puder bestäubte, ihre tiefe Schwärze behauptet hatte. Jetzt kniete das junge Mädchen auf den Dielen vor dem Bilde und jagte sich angesichts dieser erstaunlichen Haarfülle, aus deren nachdunklem Gesichts die täuschend gemalten fünf Rubinesternen förmlich glitzerten, und von welchem einzelne gelöste Ringel schlangenhaft weich auch über die zarte Brustwölbung hinabsankten, daß diese Frau sich kühn und energisch gegen die herrschende Mode und die Verunglimpfung ihres stolzeften Schmuckes verwahrt habe. Jetzt war es auch begreiflich, daß ihr der Volksmund das Wandern nach dem Tode angedichtet. Ihre Zeitgenossen, welche das Feuer aus diesen mächtigen dunklen Augen in Wirklichkeit hatten sprühen sehen, und vor welchen die zarte, bis in die grazios gebogenen Fingerspitzen hinein beseelte Erscheinung leidhaftig gewandelt und geathmet, sie hatten an ein wirkliches Sterben und Erlöschen solchen Zaubers nicht glauben können.

Es war doch etwas Wunderbares um so ein urdeutsches, altes Haus mit seinen Traditionen, die sich an das altfränkische

Salon der  
von den  
Ehren der  
lauter vor  
den Stürzen  
beten, neue  
causächlich  
e Zimmer  
den Nummer  
!" wieder  
em jungen  
Bosto sah  
" ich Dir!  
er verfiel  
mit Wifch  
tra bezahlt  
en" — sie  
ermüdeten  
rücken und  
von gerade

Du Dich  
an Deinen  
leben, der  
wir bauen  
weiß kaum  
de, erlaubt  
haben die  
acht. Und  
es sich an  
d der bij

m Köpfschen  
in U vor  
nicht fort  
u sie nicht

obene Bild  
sten Gang  
Dort lehrte  
Wänden;  
rühete sie  
Farben.  
Karfunkel-  
ten, wenn  
Band um-  
Jean hielt  
i schlanken  
Das Bild  
ener, mit  
aber was

dem Bilde  
lung einer  
den? Es  
die bei all  
en Schnee  
achte. Jetzt  
Bilde und  
eren nach  
vincusfleme  
te Ringel  
nabsanten.  
ende Mode  
wahrt habe.  
Wandern  
das Feuer  
en sprühen  
geboenen  
ndest und  
hen solchen

erdentisches,  
Afrantische



Bettlerin an der Via Appia.  
Nach dem Delgemälde von Prof. Gabriel Max.

Geräth knüpfen und jeden Winkel beleben! Nur feierlicher, aber geheimnißvoller gewiß nicht war ihr beim Besprechen der marmorbelegten Korridore alter venezianischer Paläste zu Rathe gewesen, als jetzt im Vaterhause, wo die Gangdielen unter ihren Tritten seufzten und die Gestalten der alten Leinenhändler die Wand entlang mit gepeinigtem Leben aus dem Halbdunkel auftauchten, in ihrer Reihe immer nur von einer der stummen, geschlossenen Thüren unterbrochen, hinter denen so manches Geheimniß schlafen mochte.

Wohl hatte der Papa einst das hier seit vielen Jahren herrschende Schweigen gestört und sich in den verufenen Zimmern einquartiert, um das abergläubische Gefinde von seiner Gespensterfurcht zu kuriren, er war auch bei seiner jedesmaligen Heimkehr, die zu jener Zeit stets nur für wenige Wochen seine Reisen unterbrach, mit Vorliebe in diesem seinem „Tusculum“ verblieben. Aber schon nach zwei Jahren hatte sich das geändert; der Ausblick in den stillen Hof mochte ihm doch auf die Dauer nicht behagt haben. Nach einer fast halbjährigen Abwesenheit hatte er eines Tages von der Schweiz aus angeordnet, daß das ehemalige Boudoir seiner verstorbenen Frau wieder für ihn hergerichtet werde. Margarete erinnerte sich noch, daß damals zu ihrer Verträgniß die rosenfarbene Polstereinrichtung, die Aquarelle und Rosenholzmöbel in ein anderes Zimmer geschafft und durch ein dunkles Meublement ersetzt worden waren. Und als er nach Hause gekommen, da hatte er das große Oelbild seiner verstorbenen Frau, das einzige, welches seinen Platz an der Wand behauptet, sofort in den anstoßenden Salon hängen lassen; der Anblick des Bildes, ebenso wie die ganze Einrichtung scheint ihm neuerdings die alte Wunde aufzureißen, hatte die Großmama gemeint und deshalb das Arrangement vollkommen gebilligt. Die Zimmer im Seitenflügel aber waren unter seiner speciellen Aufsicht wieder in

den früheren Stand versetzt worden — auch nicht der geringste Gegenstand der modernen Einrichtung war darin verblieben — dann hatte er lästigen und scheuern lassen, hatte eigenhändig die Vorhänge zugezogen und den Schlüssel, wie früher auch, an sich genommen.

Margarete bückte sich und sah durch das weite Schlüsselloch in das Zimmer mit dem herrlichen Deckengemälde. Wie Kirchenluft wehte es sie an, und die abgeblähten, transparenten Matzschblumenbouquets der Seidengardinen hauchten drinnen über Dielen und Wände einen schwach röthlichen Schein. Arme, schöne Dore! In ihrem kurzen Leben angebetet, auf den Händen getragen, hatte sie ihr ertrugtes Glück mit einem frühen Tode geküßt, und nun sollten der Psyche auch wohl bis in alle Ewigkeit die Flügel gekübelt sein, auf daß sie immer wieder angstvoll gegen die zwei engen Wände des düsteren Ganges aufklattern müsse!

Wie durch fernes Nebelgewoge dämmerte in dem jungen Mädchen die Erinnerung an die Weißperlsleierte auf. Die mächtigen Reize-Eindrücke, die sie draußen in der Welt empfangen, das hochgesteigerte geistige Leben im Hause des berühmten Onkels hatten diese Episode ihrer Kinderzeit ziemlich in ihrem Gedächtniß verwischt, so zwar, daß sie schließlich selbst oft gemeint, der ganze seltsame Vorfall sei doch wohl auf den Ausbruch ihrer damaligen schweren Nerventranke zurückzuführen. In diesem Augenblicke jedoch, wo sie wieder vor derselben Thür stand, aus welcher „das Hührende“ damals gekommen war, und schräg gegenüber den riesigen Kleiderschrank stehen sah, hinter welchen sie sich versteckt, da gewann der Vorgang wieder schärfere Umrisse, und es war ihr plötzlich, als müsse sie auch jetzt, wie in jenem Moment, das Geklapper der fortziehenden kleinen Absätze wieder hören.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsches Frauenlos im Ausland.

Zur Gründung eines deutschen Frauenheims in Wien.

Ganz Wien sprach unlängst kurze Zeit hindurch vom menschlichen Elend im Allgemeinen und Studentenelend im Besonderen. Ein ergreifender Fall hatte alle Herzen gerührt. Vor Gericht war ein junger Student erschienen, welchen die Polizeimannschaft in der Nacht auf der Straße halbtot aufgefunden hatte. Der junge Mann war heimlich aus seiner ärmlichen Kammer gegangen, weil er seiner Wirthin, einer armen Wittwe, gegen 25 Mark schuldig geworden war, ohne zahlen zu können. Es war ihm nicht gelungen, Beschäftigung in Nachhilfsstunden oder dergleichen zu finden und sich so etwas Geld zu verdienen; er hatte fast Alles, was er sein Eigen nannte, selbst seine besseren Kleider, verkauft. Keine Hoffnung bot sich ihm, überall wurde er abgewiesen. Da faßte er in seiner Verzweiflung den Entschluß, sich das Leben zu nehmen, und einige Stationen vor Wien legte er sich auf die Schienen, um sich von einem daherkommenden Eisenbahnzuge überfahren zu lassen. Allein man bemerkte glücklicher Weise sein Vorhaben, und um nicht von dem Bahnwärter festgenommen zu werden, flüchtete er nach Wien zurück. Vor Hunger und Müdigkeit fiel er endlich zusammen und wurde so aufgefunden.

Nun stand er vor Gericht unter der Anklage des Betruges an seiner Wirthin. Doch er wurde freigesprochen, da die wackere Frau in der Zurecht, von dem ihr als fleißig bekannten jungen Mann früher oder später einmal das Geld zu erhalten, dabei beharrte, nicht beschädigt worden zu sein.

Mit warmen Worten der Theilnahme und des Bedauerns mußte der Richter indeß dem Studenten ankündigen, daß ihm wegen gänzlicher Mittellosigkeit die Abschiebung von Wien nach der Heimath bevorstehe. Als am Tage darauf aber durch die Zeitungen der Bericht über diese Gerichtsverhandlung bekannt wurde, da liefen für den armen Studenten alsbald, theils sogar auf telegraphischem Wege, so zahlreiche Spenden von den verschiedensten Seiten ein, daß der junge Mann auf der Polizei erschien, um zu bitten, es möchten seine Gaben mehr für ihn angenommen werden, da er Unterstützung und namentlich Verdienst durch Privatstunden vollaus erhalten habe, um seine Studien fortsetzen zu können, und er sprach den Wunsch aus, daß weitere Spenden anderen Studenten, welche hilfsbedürftiger seien, als er jetzt, zugewendet werden möchten.

Wie seltsam ist es doch um das menschliche Herz bestellt! So warm und erregbar es auch empfinden mag, wird es doch inmitten der Hast des modernen Erwerbs- und Verkehrslebens und bei den Tag für Tag sich häufenden Berichten über Verbrechen, Selbstmorde und andere traurige Ausgänge menschlichen Elends in seinem Mitgefühl abgestumpft und scheinbar theilnahlos für das Geschick der Unglücklichen. Das ist um so besorgenswerther, als der Kampf ums Dasein härter und schwieriger geworden ist denn je zuvor und den Einzelnen zwingt, möglichst ausschließlich das eigene Schicksal im Auge zu behalten. Was Ahland einst vom Kriege gedichtet:

„Ihn hat es weggerissen,  
Er liegt mir vor den Füßen,  
Als wärs ein Stück von mir.

Kann dir die Hand nicht geben“ —

gilt leider in der Gegenwart auch vom Frieden, wenn nicht einmal zufällig der Einzelne aus der Masse „den guten Kameraden“ vor sich liegen sieht und unmittelbar im Angesichte der Noth ihm die Hand reicht. Die das am ehesten können, stehen aber selten an Stellen, wo die Kugeln des Schicksals pfeifen und treffen.

Ein Zufall hat es gefügt, daß im Lichte der Deffentlichkeit viele tausend Menschen jenen armen braven Studenten haben fallen sehen, daß sie sich beeilten, ihm die Hand zu reichen. Hätte den jungen Mann die Lokomotive erfaßt und getödtet, so hätte man weiter kein Wort gesagt, und nur die Zahl der Selbstmorde wäre um einen Fall vergrößert worden.

Dem armen Studenten ist geholfen worden und mit ihm vielen seiner Leidensgenossen. Es giebt indeß noch andere schicksalsverwandte Kreise, denen Hilfe und Rath nicht minder nöthig sind und — wenn rechtzeitig gebracht — nicht minder wirksam kommen würden. Hierzu gehören in erster Reihe die deutschen Gouvernanten, Erzieherinnen, Gesellschafterinnen u. im Auslande. Wo da die Noth eintritt, sollte vor Allem geholfen werden, denn dieselbe ist stets mit besonderen Gefahren verbunden, und so organisiert sollte diese Hilfe werden, daß sie zu rechter Zeit und an richtiger Stelle gesendet wird.

Angeklagt zu ertragen ist hart für einen Mann, härter noch für eine Frau, aber am härtesten für Diejenigen, welche davon

in der Fremde, fern von der Heimath, betroffen werden. Da wird oft schon der bloße Mangel an Glück zum trostlosen Mißgeschick, das Unglück aber nicht selten zum sittlichen und geistigen Tod für jene deutschen Mädchen, welche durch ihre Verhältnisse gezwungen werden, sich mit Hilfe ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten im Auslande ihr Brot zu verdienen.

Zahlreiche tüchtige und befähigte deutsche Reichsangehörige finden im Auslande lohnende Beschäftigung. Stodt es damit, so wird der Einzelne bemüht sein, wozu er ja auch in der Heimath genöthigt ist, sich nach einer neuen Stellung umzuschauen. Da muß sich der Mann, mehr oder minder gerüstet und erfahren in den Wechseln des Lebens, selbst zu helfen wissen, so gut und so schlecht es eben geht. Außersten Falles mag er sich an die deutschen Konsulate und Hilfsvereine wenden, etwa zur Erleichterung der Rückkehr ins Vaterland.

Das genügt dem deutschen Manne, nicht aber auch der deutschen Frau im Auslande, am wenigsten den armen deutschen Mädchen in jüngeren Jahren, welche als Gouvernanten, Erzieherninnen oder Gesellschafterinnen im Auslande stellenlos geworden sind und zeitweise verlassen dastehen.

Man sollte meinen, es sei nicht nöthig, die schwankende gefährliche und bedenkliche Lage dieser Armen mit allen ihren besondern Aufregungen zu schildern, dennoch ist es nothwendig, weil es vorerst an jeder organisirten Hilfe dagegen fehlt. Und so mag denn die Wirklichkeit reden, wo die Phantasie schweigt.

Anna B. war ein schönes Mädchen aus Franken, von tüchtiger Schulbildung und musikalischen Talente. Mit Rücksicht auf die dürftige Lage ihrer Mutter hatte sie sich unter Einfindung ihrer Photographie um eine Stelle als Gesellschafterin bemüht und durch ein Wiener Vermittlungs-Bureau so verheißende Zusagen erhalten, daß sie die Reise nach Wien antrat, um dort org. enttäuscht zu werden, denn das Vermittlungs-Bureau erwies sich als ein zweideutiges. Allein Anna hatte Muth und Charakter, blieb allen Verlockungen gegenüber fest und fand endlich eine vortheilhafte Stelle als Verkäuferin in einem großen Geschäfte. Hier verliebte sich der Sohn des Hauses so ernstlich in sie, daß dessen Eltern, welche andere Pläne mit ihm hatten, die neue Verkäuferin entließen. Zwar fand sie ein anderes leidliches Unterkommen in ähnlicher Stellung, allein ohne ihr Zuthun verfolgte sie der Sohn jenes ersten Hauses auch dorthin und war auf dem Wege, sich mit seinen Eltern zu entzweien.

Da griffen diese, einflußreich wegen ihres Geldes, wie sie waren, um Anna B. aus Wien zu entfernen, zu folgendem Mittel: Auf Veranlassung dieser Leute wurde Anna B. zunächst aus ihrer neuen Stellung entlassen, sodann der Polizei als unterkunfts- und erwerbslos denunziert und deshalb wirklich, auf Grund des sogenannten Schubverfahrens, zur zwangsweisen Abhiebung von Wien verurtheilt. Angesichts der ihr bevorstehenden Schmach, schuldblos inmitten von Vagabunden und Verbrechern nach Deutschland geschickt zu werden, hat sich das schöne, muthige, begabte Mädchen getödtet.

Ist es nicht herzzerreißend, so schuldblos und so jämmerlich in der Fremde zu Grunde gehen zu müssen? Wahrscheinlich, schon um solchen bellagenswerthen Fällen vorzubeugen, allein um dieses armen deutschen Mädchens willen wäre die Errichtung eines alleseitig nach außen hin schützenden deutschen Heims für stellenlose und stellenjuchende deutsche Erzieherninnen, Lehrerinnen u. dergleichen zu fordern.

Doch sehen wir uns noch weiter um!

Bertha D. war die Tochter eines Berliner Großkaufmanns. In glänzenden Verhältnissen aufgewachsen, war sie nicht vorbereitet worden, einen Kampf ums Dasein zu kämpfen, wie er ihr bevorstand, als das alte von sündigeren Konkurrenten überflügelte Geschäft ihres Vaters zusammenstürzte. Bertha wollte weit von der Heimath und ihren gewohnten Verhältnissen fort. Zunächst ging sie nach Wien, um eine Stellung zu suchen. Für ein junges, hübsches, alleinlebendes Mädchen ist Wien ein gefährlicher Ort, weit gefährlicher als Paris oder irgend eine andere ausländische Stadt, wo doch schon die fremde Sprache zu größerer Vorsicht mahnt.

Wer das verlodende Leben und Treiben einer Großstadt ein wenig kennt und dazu die Unerfahrenheit und Schwäche eines jungen Mädchens von Bertha's Lebensgang in Betracht zieht, wird voraussehen, was da eintreten mußte, als Bertha während ihres Aufenthaltes in Wien zufällig die Bekanntschaft

eines gewissenlosen Lebemanns machte. — Allein, ohne Stütze, unter fremden Leuten, anstatt eines wohlwollenden und uneigennütigen einen verführenden falschen Rath, ist Bertha untergegangen in dem Schlamm der äußerlich so schönen Kaiserstadt wie so manche ihrer armen bedauernswerthen Mißgeschickten, denen zunächst kein anderer Vorwurf als der allzu großer Leichtgläubigkeit zu machen ist. — Wir könnten noch eine Menge solcher Beispiele anführen, doch mögen diese wenigen genügen!

Was ist nun in solchen und ähnlichen Fällen, welche weit häufiger vorkommen, als gemeinhin angenommen wird, zu thun, um ihnen nach Möglichkeit vorzubeugen?

Diese Frage ist bereits ebenso zutreffend als glücklich beantwortet worden von den deutschen Gouvernanten und Erzieherninnen in England. Dieselben haben im Jahre 1877 einen Verein gebildet, um sich gegenseitig zu helfen, vor Allem durch die Einrichtung eines eigenen Heims in London in Verbindung mit einem selbstständigen uneigennütigen Stellenvermittlungs-Bureau. Für diesen Zweck gingen von den Deutschen in England, besonders aber von den deutschen Fürsten und Städten, so reichliche Spenden ein, daß schon am 1. Juli 1879 in London 16 Wyndham Place das erste deutsche Frauenheim für deutsche Erzieherninnen eröffnet werden konnte.\*

Was in London so glücklich ausgeführt worden ist, soll nun auch in Wien angestrebt werden. Wie London, so ist Wien ein vielberühmter Durchgangspunkt für deutsche Erzieherninnen u. d. über Wien sowohl in Betreff der Reise wie auch der Vermittlung der Weg nach Südrussland, Ungarn, Rumänien, Griechenland und dem Orient führt. So weit von Wien aus über eine kleine Welt zerstreut, können sich die deutschen Mädchen nicht selbst helfen und Vereine organisiren, wie sie es in England gethan, und doch wäre ein fester Rückhalt für dieselben gerade dort ungleich nothwendiger als in England, weil in den genannten Ländern bis in den Orient hinein das alleinstehende Weib überhaupt in Folge der gesellschaftlichen Ueberlieferungen und Anschauungen schutzloser dasteht und sittlichen Gefährdungen leichter und häufiger ausgesetzt ist. Ein junges Mädchen kann eher unangefochten durch ganz England reisen, als z. B. in Bukarest oder Odessa über die Straße gehen. Auch mit dieser noch nicht genügend gewürdigten Thatsache ist zu rechnen.

So ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß der Deutsche Hilfsverein in Wien, welcher unter dem Protoktorat des deutschen Botschafters, des Prinzen Heinrich VII. Reuß steht, die Gründung eines „Deutschen Frauenheims in Wien“ in Anregung gebracht hat. In diesem Frauenheim sollen alle Gouvernanten, Erzieherninnen, Bonnen u. d. aus Deutschland, welche durch Zufall oder besondere Verhältnisse nach Wien gelangt sind, in den sorgenvollen Tagen der Stellenlosigkeit eine Zufluchtsstätte finden, welche ihnen vorübergehende wohlfeile Unterkunft sichert und zugleich durch ein eigenes kostenfreies Stellenvermittlungs-Bureau unter Leitung der Vorsteherin den Stellenlosen die Aussicht bietet, in achtbaren Familien neues Unterkommen zu finden.

Bereits ist die Organisation des Deutschen Frauenheims in Wien im Einzelnen ausgearbeitet worden. Es fehlt nur noch an den erforderlichen Geldmitteln. Alles in Allem sind zur Einrichtung des Frauenheims vorerst für zehn Personen sowie für den Betrieb desselben zunächst auf drei Jahre etwa 25000 Mark nothwendig, welcher Betrag wesentlich durch freiwillige Gaben aufgebracht werden müßte. Sollte es daran fehlen? Sollte hierfür vergebens an edle Herzen appellirt werden?\*\*\*

Nein, das kann nicht sein, darf nicht sein! Deutsche in unserm schönen und großen Vaterlande, gedenket stets in Freundlichkeit der Landsleute im Auslande, ihrer schwierigen Stellung und Eurer nationalen Pflicht, ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des wirksamen Schutzes der Heimath zu erhalten und zu heben. Namentlich der deutschen Frau im Auslande gegenüber muß dies Bestreben hervortreten, und wo ein Mißgeschick sie gebeugt, da sollte sie Schutz finden, um nicht zu fallen. Diesen zu gewähren, liegt sowohl im Interesse als in den Pflichten der deutschen Nation.

Paul Dehn.

\* Vergl. Nr. 13, Jahrg. 1882 der „Gartenlaube“.

\*\* Die Centralsammlung für gütige Spenden befindet sich bei dem deutschen Generalkonsul Ritter von Mallmann in Wien, dem Schatzmeister des „Deutschen Hilfsvereins“.

## Steirische Eisenhämmer.

Eine Erinnerung von P. A. Hofegger.



Die vierziger Jahre hatten strenge Winter. Im März aber kam stets plötzlich der Frühling und schmolz den Schnee in wenig Tagen. Wir freuten uns des wieder enthüllten Rasens, der alsbald zu grünen begann; aber damit war die leichtlebige, heitere Winterzeit dahin, und die wachsenden Tage brachten arbeits-

schwere Zeit des Pfluges und der Egge, der Sichel und der Sense. Diese Zeit der blinkenden Werkzeuge hatte einst ein kleines Vorbild.

Noch tief in der Nacht weckte mich an einem Frühlingmorgen mein Vater und sagte, er gehe heute in das Mürztal. Wenn ich mitgehen wolle, so möge ich mich eilig zusammenthun, aber die scharfbengelten Winterschuhe anziehen, es sei der Weg noch eilig.

Somit, wenn ich in früherer Stunde zur Alltäglichkeit gewekt wurde, bedurfte es allerlei Anstrengungen außer und in mir, bis ich die Augen zur Noth aufbrachte, um sie doch wieder auf etliche Minuten zufallen zu lassen, denn meine alte Ahne war der Meinung, ein allzuräches Aus-dem-Schlaf-springen mache Kopfweh. Heute war ich mit einem Ruck munter, denn ins Mürztal mitgehen, das war in meiner Kindheit das Herrlichste, was mir passieren konnte. Wir waren bald reisefertig, der Vater nahm seinen großen Stod, ich meinen kleinen; die Laterne nahmen wir nicht, weil es sternhell war — und so gingen wir davon. Die erste halbe Stunde war es wie allemal, wenn ich früh Morgens mit dem Vater ging, wir schwiegen still und beteten während des Gehens jeder für sich das Morgenbetet. Wir hatten wohl so ziemlich das gleiche, aber ich wurde immer ein gut Theil früher fertig als er und mußte mich dann still gedulden, bis er den Hut aufsetzte und sich räusperte. Das war das Zeichen, daß ich ein Gespräch beginnen durfte, denn ich war fortwährend voll von Fragen und Phantastereien, auf die der Vater bisweilen derart einging, daß Alles noch räthelhafter und noch phantastischer wurde. Gewöhnlich aber unterrichtete er mich in seiner gütigen und klaren Weise, daß ich Alles wohl verstand.

Nachdem wir an diesem Frühmorgen etwa zwei Stunden gegangen und hinausgekommen waren über die entwaldete Berghöhe, lag vor uns das weite Thal der Mürz. Von Mürzschlag bis Kapfenberg dehnte es sich stundenlang, und wenn ich es sonst im Morgengrauen sah, lag im Thale der Nebel wie ein

grauer See, aus welchem einzelne Höhen und die jenseitigen Berge blaustüchtig emporragten. Heute war es anders und heiß erschaut ich vor dem, was ich sah. War denn der Franzose wieder im Land? Oder gar der Türk? In Rindberg, das tief unter uns lag, lohnte an vielen Stellen glührothes Feuer auf. Auch im oberen Thal, über Mitterdorf, bei Krieglach und Feistritz, und gen Mürzschlag hin waren rothe Feuerfäden; im nahen Rintal sprühten mächtige Garben von Funken empor.

„Märlein, Du kleines!“ sagte mein Vater, als ich mich mit beiden Händen krampfhaft an seinen Rock hielt, „das ist ja nichts. Das sind ja nur die Eisenhämmer. Lauter Schmiede-Rauchfänge, aus denen Funken springen. Hörst denn nicht das Pochen und das Klappern der Hämmer?“

„Ich höre es wohl, aber ich habe gedacht, das wären die Kanonen und Kugelstutzen.“ versetzte ich aufatmend.

„Kind, wo käme denn jetzt der Feind her? Der liebe Herrgott hütet unser Steirerland!“

„Aber wie ist es denn,“ fragte ich, „daß die Dächer nicht brennend werden, wenn so viel Feuer herumfliegt?“

„Die Dächer sind voller Staub und Asche, das brennt nicht. Und dieses Feuer, das so schreckbar wild aussieht, es ist nicht so arg, es ist auch nur glühende Asche, Ruß und Geschlack, wie es aus der Esse aussprüht, wenn der Blasebalg dreinbläst.“

„Und warum sprüht es denn jetzt in der Nacht so?“ fragte ich.

„Es sprüht auch beim Tag so,“ antwortete der Vater lächelnd, „aber gegen das Sonnenlicht kommt dieser Schein nicht auf, und was jetzt so blutroth leuchtet, das ist bei Tag nur der ruhige Rauch, der aus dem Schornsteine aufsteigt.“

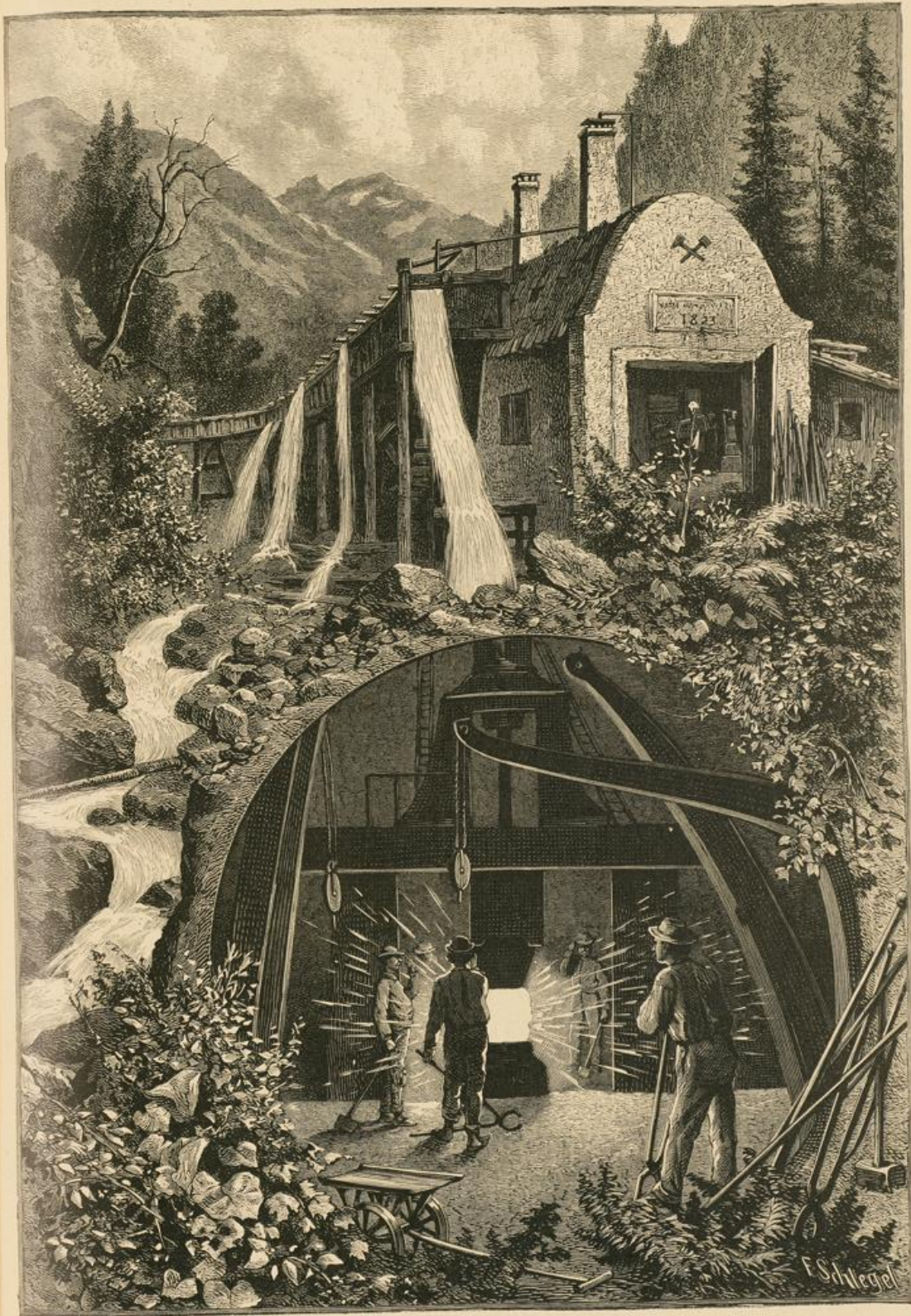
„Thun sie denn in den Schmieden nicht schlafen?“

„Das wohl, aber sie stehen sehr früh auf, oder lassen in den größeren Eissen gar das Feuer nicht ausgehen, weil es sonst schwer ist und viel Kohlen braucht, bis die Hitze wieder erzeugt wird. Da wachen und arbeiten die einen Schmiede, während die anderen schlafen.“

„Giebt's denn so viel Dajen zu behufen im Mürztal?“ war meine Frage, denn ich hatte einmal dem Hufeisenschmied zu Hausfein zugehört, wie er einem Zugochsen Hufeisen an die Klauen nagelte.

„O Knäblein, Knäblein!“ rief mein Vater, „die Schmiede haben noch ein wenig mehr zu thun auf der Welt, als wie zu hufen. Du bist ein Steirer; wenn wir auf unserem Gebirge auch nichts haben, als Feld und Alm und Wald, jolltest Du doch schon wissen, wozu die vielen hundert Krippen von Holzsohlen verwendet werden, die unsere Nachbarn Jahr für Jahr ins Thal hinaus führen. Solltest auch wissen, daß Dein Heimathland Steiermark das Land der Hammer-Schmiede ist. Wenn Du jetzt, bevor der Tag aufsteht, vom hohen Himmel mit sehr guten Augen herabschauen könntest auf unsere Steiermark, so würdest Du, besonders im Oberland, auch alle anderen Thäler so sprühen und leuchten sehen, wie hier das Mürztal. Es sprüht in Neuberg und bei Mariazell und in der Weitsch, es sprüht im Ennstal und im Murthal, an der Feistritz, an der Kainach, an der Sulm und an der Sann, wo die Leut' gar nicht mehr deutsch sprechen, aber sprühen thut's doch. In Vorderberg, in Eisenerz, in Hiltan sollst es erst sehen, und überall, wo Hochöfen sind. In den Hochöfen wird das Erz, das sie aus dem Gebirg graben, geschmolzen, daß das Eisen herausrinnt wie ein hellglühender Mühlbach. Da sprüht's auch, mein Bübel! Da sind — wenn ihrer zwei, drei Hochöfen neben einander stehen — in der Nacht schier die Felsberge roth vor lauter Schein. Und schaut in den Ofen, so siehst ein schneeweißes Licht, blendend wie die Sonne. Das ist ein anderes Feuer, als daheim bei unserem Hufeisenschmied. Das Erz graben sie aus dem Erzberg, der weit drinnen im Gebirg steht und mehr werth ist, als alles Gold und Silber von Oesterreich. Das Eisen, das in Hochöfen aus dem Erz rinnt, erstarrt in der freien Luft sogleich, wird nachher mit Hämmern zererschlagen und in schweren Schollen durch das ganze Land verführt, zu jedem Eisenhammer hin, wo sie aus diesem Roheisen immer feineres Eisen, das Schmiede-Eisen, den Stahl und daraus allerhand Geräthe und Werkzeuge machen.“





Steirischer Eisenhammer.  
Originalzeichnung von F. Schlegel.

in Berge  
 erschaut  
 oder im  
 ter uns  
 uch im  
 und gen  
 Rintbal  
  
 ich mit  
 nichts.  
 chfänge,  
 en und  
  
 ren die  
  
 r liebe  
  
 er nicht  
  
 t nicht.  
 st nicht  
 eschlad,  
 mbäst."  
 agte ich.  
 ächelnd,  
 uf, und  
 ruhige  
  
 ffen in  
 es sonst  
 erzeugt  
 rend die  
  
 zthal?"  
 nied zu  
 an die  
  
 Schmiede  
 wie zu  
 Gebirge  
 Du doch  
 zstohlen  
 es Thal  
 athland  
 Du seht,  
 n Augen  
 Du, be  
 hen und  
 Steuberg  
 Ennsthal  
 er Sulm  
 sprechen,  
 in Hiltan  
 In den  
 ven, ge  
 e Mühl  
 in ihrer  
 ht schier  
 in Oten,  
 e. Das  
 d. Das  
 Gebirg  
 steirisch  
 t in der  
 gen und  
 u jedem  
 feineres  
 allerhand

„Auch Schuhnägel vielleicht?“ fragte ich, weil mich einer davon durch die Schuhsohle in die Ferse stach.

„Schuhnägel, Messer, Stifte und Eisendrähte, das machen sie draußen bei Stadt Steier herum. Bei uns im Land machen sie in den Eisenhämmeren Pfugscharen, Eggenzähne, Strohschneidmesser, Hacken, Aegte, Drähte, Nägel, Schlösser, Ketten, Pfannen und Allerlei, was Du aus Eisen an den Häusern und Werkstätten nur sehen und denken magst. Die kleineren Schmiede, die fahren damit auf die Jahrmärkte. Größere Hämmer giebt's, die auch Zeug zum Leuteumbringen machen — mußt Du wissen. Das Wichtigste aber, was in den steirischen Hammerwerken gemacht und auch weit in fremde Länder verführt wird, sind Sensen und Sichel. Millionen Stück werden Dir verschickt alle Jahr, und darum können die Hammerherren mit ihren Frauen so vornehm herumfahren mit flinken Köhlein. Und mit dem Geld prahlen sie, daß es nur so prasselt im Land, und wo ein übermüthig Stüdel ausgeführt wird, da ist gewiß ein Hammerherr dabei. Ist ja alleweil so gewesen im Land: wo der Hammerherr, dort gilt der Bauer mit. — Wird auch einmal besser werden, verhoff ich. Jetzt müssen wir noch froh sein, daß wir unsere Kohlen zu Geld machen können. Gar zu Gescheite sind gewesen, haben es mit Steinkohlen probirt, die thun's aber nicht; das rechte Eisen muß mit Holzkohlenfeuer gearbeitet werden, sonst ist's nichts nuß. Die Holzkohlen, die wir Bauern liefern, die machen es ja, daß steirisch Eisen in der Welt so gut estimirt wird. Kommen halt die polnischen und russischen Juden und türkischen Händler aus Ungarn und Böhmen, werden von den Hammerherren brav bewirthet und kaufen ihnen die Eisenwaaren ab, oft zu tausend Gulden auf einmal. Sollen da draußen in einer großen Stadt die Schmiede von der ganzen Welt einmal zusammengekommen sein um einen eisernen Tisch, und Jeder wollt' die schärfsten Sensen haben, den feinsten Stahl drinn. Der steirische Schmied hat nicht mitgetritten, sondern soll zuletzt mit seiner Sense den eisernen Tisch mitten aus einander gehauen haben.“

„Wird sie wohl schartig worden sein, die Sense. Nicht?“

Ohne auf diese müßige Frage Antwort zu geben, fuhr der Vater — indem wir im Morgengrauen lachte thalab stiegen — fort zu sprechen:

„Wie die Anzeichen sind, wird's nicht immer so dauern mit den Eisenhämmeren. Man hört allerlei Sachen. Merkwürdige Sachen, mein Bübel, wie sie unsere Vorfahren nicht gehört haben. Da draußen auf dem flachen Land irgendwo — sie sagen im Mährischen oder wo — da bauen sie eine Eisenbahn.“

„Eine Eisenbahn? Was ist das?“

„Da legen sie auf der Straße hin und hin zwei eiserne Leisten, daß darauf die Wagenräder recht glatt und eben gehen können. Auf diese Weise sollen ein Paar Köffer schwere Wagen fünf und sechs auf einmal ziehen können. Es wird auch gelogen über die Sach', daß sie eine Maschine erfunden hätten, die das Feuer treibt, anstatt der Fuhrmann, und die vor die Wagen gespannt wird und wie ein Ross ziehen kann. Sind dumme Sachen, ich sag' Dir's nur, daß Du's nicht glauben sollst, wenn Du davon hörst.“

Siebenunddreißig Jahr ist es her, seit von einem zwar einfachen, aber vernünftigen Mann diese Worte gesprochen worden sind in Steiermark, wenige Stunden vom Semmering.

„Nein, Vater,“ antwortete ich, „das werde ich gewiß nicht glauben.“

„Aber das ist wahr,“ fuhr er fort, „daß sie jetzt viel mehr Eisen brauchen in der Welt, als vor Zeiten. Es werden da und dort auch schon große Eisenhämmer gebaut, wo mehr als hundert Schmiede beschäftigt sind, und wo sie extra noch mit Wasserdampf arbeiten sollen, was weiß ich, wie! In diesen großen Werken machen sie Alles, und weit wohlfeiler, als in den kleinen, und deswegen wird's ein rechter Schade sein für unsere Eisenhämmer, und hört man, etliche sollen schon keine Arbeit mehr haben, zugeperrt oder an die großen Werke verkauft werden. Nachher ist's trautig um uns. Weiß Gott, wie's noch wird mit der Welt!“

\* Die Aenderung ist vor sich gegangen, aber die steirische Eisenindustrie steht in größerer Blüthe als je. Die größten Eisenwerke des Landes sind heute Jellweg, Donawitz, Neuberg, Graz, Köflach, Gusswerk. Mittlere Werke, wovon eines doch immerhin mehrere hundert Arbeiter beschäftigt oder beschäftigen kann, sind Krieglach, Wartberg, Kapfenberg, St. Michel, Nottemann, Aumühl, Eibiswald, Storee, denen sich anschließen die Werke in Turrach, Judenburg, Murau, Zeiring, Amtefeld, Thörl, Mürzzuschlag,

Mitterweile war es licht geworden, und wo früher die feurigen Springbrunnen aus den Schornsteinen gestiegen waren, da flog jetzt dünner, brauner Rauch auf. Wir waren in das Thal gekommen, gingen an einem überquellenden Hammerbachsloß entlang und auf glattem lohschwarzen Wege einer der Hämmerhätten zu, aus deren offenem Thor uns greller Gluthschein entgegenleuchtete.

Ueber dem Thore war das Bergmannszeichen, die gekrenzte Hämmer und Schlägel, über dem schwarzen Dache ragten die weißgetünchten Schornsteine auf, die an ihrer Mündung mit leuchtenden Klappen versehen waren, womit man, wie der Vater belehrte, den Luftzug regeln könne.

So waren wir der Schmiede ganz nahe gekommen. Ich sagte nichts, denn ich wollte in die Schmiede gehen und hatte doch Angst vor dem Lärm, der drinnen war, und vor den Funken, die durch die finsternen Räume flogen. Mein Vater sagte auch nichts, sondern führte mich hinein. Vor dem Thore hatte eine Tafel gestanden: „Fremden ist der Eintritt nicht gestattet!“ aber ein Mann, den mein Vater fragend angeblickt, sagte: „Nur zu!“

Was ich zuerst sah, das war ein sprühendes Stück Sonne, das von der brillenden Esse mit Schwung herbeigebracht wurde und auf den Anboß geworfen, tonlos, als wäre es von Teig. Jetzt hob sich auf massigem Hebelbaume der Hammer und fiel nieder in die weiche Masse, daß ein Meer von Funken durch die Hütte schoß. Ich barg mich vor Schreck und Angst hinter den Rücken meines Vaters, aber die Funken waren bereits angelogen an mein Weiblein, und ich war nur höchlich überrascht, daß ich nicht lichterloh brannte, ja nicht einmal einen Schmerz wahrnahm an den Händen, an welche die feurigen Mäden gefaßt waren. Auch der zweite und dritte Hammer Schlag jagte ein Heer von Schladen und Funken hinaus, aber je platter das Eisenstück geschlagen wurde, je rascher der Hammer darauf niederfiel, desto weniger sprühte es. Ein Schmied stand da, der wandte mit langer Zange das Eisenstück hin und her, bis das Geschlade von allen Seiten herausgehämmert war. Das weiße Glühen war immer röther und matter geworden, und endlich hatte das Stück nur mehr die graue Farbe des Eisens. Es wurde hingeschleudert, der Hammer stand still.

Ich war ein wenig dreister geworden und besah mir jetzt die Dinge, obwohl es ganz dunkel war, wenn das Feuer nicht leuchtete. Vor Allem fiel mir ein großer Vederkasten auf, der Athem schöpfte. Der Blasebalg war's, welcher, von Wasserkraft aufgezogen, durch Röhren in die Essen blies. Auf der Erde lag allerlei altes Eisen umher. An den Wänden lehnten und hingen in ganzen Reihen Zangen, Hämmer, Schlägel, Feilen, Hacken, Beile und anderlei, was ich gar nicht kannte. Jetzt erst fielen mir auch die Schmiede auf, über deren ruhige Gesichter und entblößte Brust die Schweistropfen rannen. Wir gingen weiter und kamen zu anderen Essen, wo die Schmiede mit Eisenschaukeln Kohlen in die Gluth warfen, die sofort mit glanzloser, blauer Flamme grollend zu brennen begannen. In einer Esse glühte man Eisenstücke, die hernach unter kleinere, rascher pochende Hämmer kamen. Hier wurden sie — wie sie der Schmied wendete und drehte — in längliche Formen gehämmert, an denen ich nach und nach die Gestalt der Sense erkannte. Weil das Eisen bald fahlte und noch unrein war, so mußte es immer wieder in die Esse, aus der es glühend und sprühend hervorkam. So wiederholte sich's, bis der Hammer und das kleine Handgehämmer der Schmiede endlich eine vollkommene Sense zuwege gebracht hatte, die dann schrillend auf einen Haufen von Sensen hinfiel.

War der Lärm in der Schmiede auf einen Augenblick verstummt, so hörte man von draußen das Rauschen des Wassers, das von hohem Floss auf die Räder niedertürzte. Aber der Lärm ging immer von Neuem los, und es geschah an den Essen und Hämmeren immer dasselbe. Auch meine Sense, die ich werden sah, war lange noch nicht fertig. Sie wurde neuerdings gegläht

Breitenau, Stanz, Eppenstein &c. Außerdem floriren auch noch unzählige kleine Eisenhämmer, wie sie hier beschrieben sind. Der Hammerbezirk in Obersteiermark vermag unter den heutigen Zuständen jährlich an 2 Millionen Meter-Centner Roheisen zu erzeugen, nahezu 50% des in den gesammten österreichischen Kronländern jährlich erzeugten Roheisens. Die Sichel-fabrikation hat in Obersteiermark aufgehört, hingegen ist die Sensen-erzeugung gestiegen. Gegenwärtig giebt es in Steiermark an 800 Sensen-schmiede, welche jährlich gegen 2 1/2 Millionen Sensen fertigen. Die Produktion von anderen Stahlwaaren, Gußwaaren, Blechen, Drähten und Maschinen steht auf hoher Stufe. Der Verfasser.

und kam unter die Handhämmer der Schmiede, die sie feiner formend in gleichem Takte bearbeiteten, bis der Henkel und der Rückenrand und die Schneide und die Spitze fertig waren. Sie hatte nun eine Reihe von kleinen Narben bis zur Spitze hinaus und war überlaufen mit einem schönen violetten Blau.

Mir fielen aber die Schmiede auf. Warum sie allemal noch einen leeren Schlag auf den Amboss machen, wenn die Sense schon weggezogen ist? so fragte ich. Mein Vater antwortete: „Das thun die Schmiede überall; mit dem Schlage auf den Amboss schmieden sie die Kette fester, mit welcher der höllische Trach' gefesselt ist; sonst thät' sie endlich brechen und der böse Feind wär' los und ledig.“

Nun kam die Sense noch auf einen Schleifstein; der ging so scharf, daß die Stahlschneide, die fest auf ihn gedrückt lag, unter ohrenzerreißendem Geschriele beständig einen hellen Blitschein von sich gab, was noch das Allerhöchste war in der ganzen Schmiede.

Wollte ich's genau nehmen, so müßte ich auch das Personal aufzählen, durch dessen Hände ein Stück Eisen geht, bis es Sense ist, ich müßte den Kohlenbuben, Streckler, Breitenheizer, Abschimmer und Kramrichter nennen und vor Allen den Obersten, den Eisenmeister. Ich müßte auch den Streckhammer, den Breithammer und den Kleinhammer genauer beschreiben, endlich das Abschimmern (Abschaben) der fertigen Sense, und das Stempeln mit dem Firnzeicheln und das Kramrichten (das in den Kram-, ins Magazin-Beingen der Waare).

Ich bin aber kein gelernter Schmiedegeselle und werde wohl manche Handgriffe und Vorgänge übersehen haben, bis das Werkzeug des Mähers fertig war. — Ähnlich, sagte mein Vater, würden auch die Sideln gemacht, aber ganz anders die Messer und alle Schneidewerkzeuge, die einen federigen Stahl haben.

„Glückauf!“ rief mein Vater den Schmieden zu. Diese hörten nichts. Wir gingen — stets angefochten von sprühenden Funken — ins Freie. Dort war es freilich noch schöner; wir gingen unter Pappeln hin und hörten noch lange das dumpfe Hammerpochen und das Wasseranschen hinter uns.

Ich hatte ein blaushimmerndes Stück Schlade mit mir genommen und betrachtete es jetzt wie einen erregenen Schap.

„Das ist nichts,“ sagte mein Vater und zog ein Schöllchen Kohlen aus dem Sack. Das war roßhäubig und durchlöchert wie ein Schweizerkäse. „Wenn's auch nicht so glänzt wie das Deinige, es ist doch mehr. Aus diesem Ding — beh' einmal, wie schwer es ist! — kann man seine Werkzeuge machen, die wie Spiegel funkeln. Du sollst mir auch noch das Tüchtige vom Schimmernden unterscheiden lernen.“

Nun gingen wir in den Marktreden Kindberg hinein. Auch hier hörten wir an allen Ecken die Hämmer pochen, und auf der Straße fuhren schwarze Kohlen- und Hoheisenwagen, aber auch fertige Eisenwaaren in Kisten, Kässern und Strohgewinden haben wir schleppen die weiße Reichsstraße entlang gegen Graz und gegen Wien.

Im Brauhause bekränzten sie das bogenförmige Einfahrtsthor mit Tannenreisig und schmückten es mit Fahnen, mit Hämmern,

Hacken und Zangen. Mein Vater fragte, was das bedeute? Ja, mergen hätten die Schmiede hier einen Ball, sagte der Brauknecht. „Den eigentlichen Ehrentag des Schmiedehandwerks, den feierten sie doch erst zu Jakob!“ meinte mein Vater.

Das sei schon richtig — doch zur selben Zeit sei etwas Anderes, da hätten die Schmiede einen zwei Wochen langen Feiertag, da thäten sie nichts, als gut essen und trinken, tanzen und Scheibenschießen, und da kämen die Hammerherren von weit und breit, um Schmiede zu werben für das nächste Jahr. Die Geworbenen kriegen den Leihlauf auf die Hand und werden zum nächsten Sylvester durch aufgepuckte Wagen oder Boten an ihren neuen Werkort gebracht. Vom Werksherrn kriegen sie nebst dem vereinbarten Jahrlohn auch die Kost; der Eisenmeister speist gar mit der Herrschaft.

„Ich weiß das Alles,“ versetzte mein Vater dem gesprächigen Brauknecht, „aber meines Vubens wegen ist's mir lieb, daß Du's erzählst, der ist schon alt genug, und wenn er gleich Bauer bleiben wird, so schadet es ihm nicht, daß er auch anderer Stände Arbeit und Brauch kennen lernt. Ich hab' ihn darum vom Berge herabgeführt.“

„Und bei solchem Schmiedefeste,“ erzählte der Mann weiter, „da kommen sie halt zusammen, Jeder, der's hat, im Steirergewand, Jeder eine kede Feder oder Gensbart am Hute, Jeder eine schwerfilberne Uhrkette mit Thalerbehängseln an der Brust, Jeder eine volle Geldtasche im Sack, Jeder sein Mädel am Arme. Schmetternde und trommelnde Spielleute voran, so ziehen sie ins Wirthshaus zum Trunk, zum Tanz und zu anderer Lustbarkeit. Da darf sich kein Bürgersohn, kein Bauernbursch, kein Holzknecht blicken lassen, er würde zur Thür hinausgeworfen; denn diese Eindringlinge werden bald frech, spotten die Schmiede ob ihrer Schwerhörigkeit, ob ihrer Kröpfe und dergleichen, und ihr Trachten geht dahin, den Hammerhämmer die Dirndlein wegzunehmen. Da kann mit Messern gerauft werden! Den Schmieden gehört der Tag, und der Marktsteden und die Leute lassen sich's gefallen — es springt Geld um.“

So kohltabenschwarz sie am Werktag sind, die Schmiede,“ schloß der Brauknecht, „am Sonntag giebt's keine hochmüthigeren Menschen als diese Ruckstufel. Und sind doch so viel Gaggen (Halbketins) dabei!“

Schon jetzt, als wir dastanden und das geschmückte Hausthor bewunderten, kamen sie herbei von den unteren und oberen Hämmern, um nachzusehen, wie weit die Vorbereitungen gediehen seien, und ein Glas Bier durch die Gurgel zu sprengen.

Da kam plötzlich ein Bote gelaufen, ruhig im Gesicht, aber weiß vor Straßenstaub an den Beinen. Einen Sturmhut hatte er auf, wie Landwehrmänner zu Kriegszeiten. Ein langes Messer hatte er an der Seite baumeln, und schier athemlos war er, als er rief: „Kameraden! Kameraden!“

„Was giebt's?“ fragten sie ihm entgegen.

„Keinen Schmiedball giebt's! Kein Planiren und Karsstiren giebt's! Jetzt heißt's Messer, Spieß und Säbel schmieden, Kanonen, Kugeln gießen!“

„Ja,“ sagten sie, „wer giebt uns dazu das Privileg?“

„Ich!“ rief der Bote. „Denn der Kaiser Ferdinand ist fort. In Wien ist Revolution!“





# Der bunte Zelter.

nach Hiion dem Spielmannskönig

von Wilhelm Hertz.

Mit Illustrationen von Ernst Keppler.

**D**ereinst im Land Cham-  
pagne lebte  
Ein Ritter, der nach  
Ehren strebte,  
Von hohem Sinn und kühnem Muth,  
Am Herzen reich, doch arm an Gut.  
Hätt' ihm das Glück solch Gut bescheert,  
Vor allen andern war erlesen,  
Wär' seinesgleichen nicht gewesen.  
Her Wilhelm hieß der junge Held.  
So freudig pries ihn alle Welt,  
Daß auch, wer ihn nicht selber kannte,  
Gern den berühmten Namen nannte.  
Barg er im Helm sein Angesicht  
Beim Waffenspiel, so dacht er nicht,  
Sur Schan der Damen sich zu schmücken  
Und heimlich aus dem Kampfe zu drücken:  
Nein, wo am stärksten das Gedränge,  
Stürzt er mit Wucht sich in die Menge.

Er trug im Herzen treu gesinnt  
Ein schönes junges Herrscherkind,  
Von hoher Art und viel umworben,  
Die Mutter war ihr früh gestorben;  
Ihr Vater, reich an Land und Macht,  
Hielt eifersüchtig sie bewacht  
Als seines Stammes letzten Sproß.  
Im tiefen Walde lag sein Schloß,  
Der damals weithin sich erstreckte  
Und schattend rings das Land bedeckte.  
Wild war der Tann und schwarz und dicht,  
Doch treue Liebe schied er nicht.  
Der junge Held fand guten Rath:  
Er brach zu ihr sich einen Pfad  
Von seinem Haus zwei Meilen weit  
Durch tiefste Waldeseinsamkeit.  
Kein lebend Wesen in der Kunde  
Erhielt von diesem Schleichweg Kunde  
Als nur sein einziger Genos:  
Das war sein schönes edles Roß,  
Ein Zelter schillernd bunt und fein;  
Kein Farbenspiel, kein Blumenschein  
War seinem Glanze zu vergleichen,  
Kein schöneres war in allen Reichen.  
Es ging so sanft; er hätt's im Leben  
Um alles Gold nicht hingegenen.

Gar oftmals trug dies treue Roß  
Ihn heimlich nach der Liebsten Schloß,  
Die er doch nur von weitem sah.  
Sie kamen nie einander nah;  
Stets waren vor des Thores Vogen  
Die Eingangsbriicken aufgezo-gen;  
Ein Graben lief um's Felsenhaus.  
Nur durch die Blanken des Verhaus

Besprach das Paar sich schon von fern  
In Zengsten vor dem alten Herrn.  
Denn der war klug und vielerfahren,  
Und da ein Weg bei seinen Jahren  
Ihm schwer ward, ritt er selten aus  
Und hielt sich ruhig meist zu Haus.  
Die Tochter mußte bei ihm bleiben,  
Um ihn die Stunden zu vertreiben,  
Indeß ihr Sinn in's Weite ging  
Und trauernd am Geliebten hing.

So brannten in der Sehnsucht Leid  
Die jungen Herzen lange Zeit  
Im ungeduldigen Verlangen  
Nach Kuß und zärtlichem Umfassen.  
Der Ritter dachte hin und her;  
Doch endlich litt er's nimmermehr:  
Er kam zum alten Herrn geritten,  
Um seine Tochter ihn zu bitten.



Mit Ehren ward er aufgenommen.  
Herr, hub er an, ich bin gekommen  
Vertrauend Eurer Gnad' und Huld.  
Hört meine Bitte mit Geduld,  
Und was mein Herz von Euch begehrt,  
Gott gebe, daß Ihr mir's gewährt! —  
Der Alte sah ihn forschend an  
Und sprach: Gern thu ich's, wenn ich kann.  
Fürwahr, vergönn't's die Ehre mir,  
Ich helf' Euch! Sagt, was wünschet Ihr? —  
So hört mich, Herr! Euch sind mein Stand  
Und meine Ahnen wohlbekannt  
Und was ich habe, was ich treibe:  
Gebt Eure Tochter mir zum Weibe!  
Ich hörte stets, daß, wer sie kennt,  
Sie nur mit Lob und Liebe nennet.  
Schenk mir dies Glück! Laßt Euch erweichen!  
Auf Erden lebt nicht ihresgleichen. —

Der Greis vernahm's zum Wort bereit;  
Er sann nicht lang auf den Bescheid:

Ich weiß zu würd'gen, was Ihr sprecht,  
Ja, meine Tochter, Ihr habt Recht,  
Sie ist so jung und schön und gut,  
Ein magdlich Kind von Fürstenblut.  
Ich selbst bin reich, von hohen Ahnen,  
Die stolz mich alter Ehren mahnen,  
Und weithin ist mein Adel kund,  
Mein Land trägt jährlich tausend Pfund  
Ich müßte doch von Sinnen sein,  
Wollt' ich sie einem Ritter frein,  
Der zum Turnier nach Bente fährt  
Und sich vom Lanzendbrechen nähert.  
Ich hab' nur sie; nach meinem Sterben  
Wird sie, was mein ist, alles erben.  
Kein Fürst im Reich braucht sich zu schämen,  
Will er mein Kind zur Gattin nehmen.

Der junge Ritter stand befangen;  
Er schied mit schamerglähten Wangen.  
Verwirrt ritt er davon und stahl  
Zur Liebsten sich voll Seelenqual  
Und bracht' ihr Klagen den Bescheid:  
Ach, edles Fräulein, süße Maid,  
Was soll ich thun? Ich muß Euch scheid  
Und will in weite Ferne ziehn.  
Verlorner Wahn, wie warst du hold!  
Weh über das verhaßte Gold,  
Das Eures Vaters Herz bethört!  
Sonst hätt' er mich gewiß erhört. —  
Glaubt, sprach sie, gings nach meinem Sinn  
Wie gerne gäb' ich alles hin!  
Fürwahr, den besten Theil vergißt,  
Wer Euch nur nach der Habe mißt.  
Wollt' Euren Helsenwerth dagegen  
Mein Vater auf die Wage legen,  
Er schaute froh, was er gewinnt,  
Doch Stolz des Reichthums macht ihn blind.  
Mein Sehnen stört ihm nie den Schlummer:  
Was fragt er je nach meinem Kummer?  
Ein altes Herz versteht nicht mehr  
Der Jugend Sinnen und Begehre.  
Doch laßt Euch rathen! Hört mich an!  
Ich weiß, was uns noch helfen kann. —  
Ja, sprach er, sagt mir Euren Willen! —  
Ich sann darüber längst im Stillen:  
Euch lebt ein Oheim groß und reich,  
An Macht wohl meinem Vater gleich.  
Er hat nicht Weib, er hat nicht Kind,  
Noch Sippen, die ihm lieber sind  
Als Ihr, der nächste seines Blutes.  
Ihr seid der Erbe seines Gutes.  
Geht hin und sagt ihm, was geschelmt,  
Und bittet ihn, Euch beizustehn,  
Da schwerlich Euer Wunsch gedeihe,  
Wenn er nicht seine Hilfe leihe.

Die beiden Alten schätzen sich  
Als Ehrenmänner inniglich,  
Vertraun einander als Berather.  
Sagt Euer Ohm zu meinem Vater:  
„Vereinen wir das junge Paar!  
Ich geb' dem Neffen jedes Jahr  
Von meinem Land dreihundert Pfund“,  
So willigt er in unsern Bund.  
Und ist besiegelt unser Glück,  
So gebt dem Ohm sein Gut zurück.  
Reich wär' ich, wenn mir nichts verbliebe  
Als Ihr allein und Eure Liebe. —  
Er folgte freudig ihrem Rath  
Und ritt auf grünem Waldespad  
Zum Oheim, der ihn wohl empfing  
Und mit ihm fern von Heugen ging.  
Hoch überm Thor auf dem Altan  
Besprachen sie des Ritters Plan.  
Der Alte stimmte willig ein:  
Du kannst um keine Bessere frein,  
Mit Freuden biet ich meine Hand,  
Bei meinem Haupt! ich bring's zustand. —  
Ach, sprach er, liebster Ohm, das thut!  
Führt meine Sache rasch und gut!  
Ich fahre jetzt in voller Zier  
Nach Gallardon auf ein Turnier.  
Gott geb', daß ich in Siegeschre  
Zu meiner Hochzeit heimwärtskehre! —  
In Eile schied er wie verzückt,  
Von neuer Hoffnung hochbeglückt:  
Er sah so nah sein holdes Ziel.  
So sprengt er froh zum Wappenspiel.

Jedoch der Ohm, dem er vertraut,  
Der war in Euz und Truz ergraut.  
In erster Früh' am andern Tag  
Ritt schon der falsche durch den Hag  
Und kehrte noch bei Morgenschein  
Am Hof des reichen Nachbars ein.  
Zum Willkomm lief der alte Degen  
Erstaut dem werthen Gast entgegen  
Und führt ihn festlich in sein Haus.  
Gerühet ward ein großer Schmaus.  
Sie saßen lang im hohen Saal  
Und sprachen heiter nach dem Mahl  
Von ihrer Jugendzeit und nannten  
Die alten Freunde und Bekannten.  
Sie tauschten manche lustige Mähr,  
Drin Klang's von Schwert und Schild und  
Speer,

Bis endlich nun der Ohm begann:  
Ich häng' Euch recht in Treuen an,  
Das wisset Ihr seit langen Tagen.  
So laßt Euch eine Bitte sagen,  
Darum ich hergekommen bin!  
Gott stimme günstig Euren Sinn! —  
Der andre rief: Was Ihr begehrt,  
Sprecht nur! Es ist Euch schon gewährt.  
Gern zahl' ich alter Liebe Schuld. —  
Herr, sprach der Oheim, Dank und Huld  
Bewahr' ich, wie's mir stets gebührt.  
So hört denn, was mich hergeführt!  
Am Eure Tochter möcht' ich frein,  
Und willigt Ihr in Freundschaft ein,  
So wird ihr alles, was ich habe,  
Von mir verbrieft als Morgengabe.  
Ihr wißt, mein Gut ist reich und groß,  
Ich bin allein und erbelos.  
Wir Freunde lebten dann im Frieden,  
An Herz und Habe ungeschieden.

Seht, Herr, drum werde sie die meine,  
Daß sich in ihrer Hand vereine,  
Was Gott uns beiden hat bescheert. —  
Herr, wie mich das beglückt und ehrt!  
Sprach freudestrahlend sein Genos,  
Ich nähme drum kein Königsschloß.  
Fürwahr, wie könnte mir auf Erden  
Ein solch erwünschter Eidam werden,  
So zuverlässig, reif an Jahren,  
So ehrenfest und vielerfahren,  
Ein Mann so ganz nach meinem Sinn?  
Mein Kind ist Euer: nehmt es hin! —

Doch als das Fräulein dies erfuhr,  
Erschrak sie jammern und beschwur  
Die heil'ge Jungfrau, sie zu retten  
Vor dieser Ehe schändlichen Ketten.  
O weh mir! rief sie thänenbleich,  
Mich mordet dieser Schelmenreich!  
Wie hat der Alte uns gelogen  
Und den geliebten Mann betrogen,  
Den edlen Ritter tugendvoll!  
Die Goldgier macht den Alten toll.  
Erwiebt er mich, geb' Gott ihm Leid!  
Sein Todfeind bleib' ich allezeit.  
Nein, nein! Den Tag erleb' ich nicht!  
Wo berg' ich nur mein Angesicht?  
Doch wehe mir, ich kann's nicht wenden!  
Hier lieg' ich mit gebundenen Händen.  
Wehlos gefangen muß ich still  
Erdulden, was mein Vater will.  
O Schmach dem Aler, Schmach dem Gold,  
Drum ich mein Lieb verlieren sollt! —

Indessen schmückte man das Haus  
Mit Kranz und Teppich festlich aus.  
An alle greifen Herrn im Land  
Ward Gruß und Ladung ausgesandt.  
Wohl ihrer dreißig kamen an,  
Worauf ein weis Gespräch begann,  
Und man beschloß im Rath der Alten,  
Am nächsten Tag das Fest zu halten,  
Und gab den Hofen das Gebot,  
Ihr Fräulein noch vor Morgenroth  
Beim Brautschmuck fertig zu bedienen;  
Sie hörten's mit bestürzten Mienen.  
Der Vater strengen Angesichts  
Rief: Sind wir fertig? fehlt uns nichts? —  
Herr, sprach der Mädchen eines, doch!  
An guten Zeltern fehlt es noch,  
Daß insgesammt wir mit ihr reiten  
Und nach der Kirche sie geleiten. —  
Der Alte sprach: Die Noth ist klein.  
An Pferden soll kein Mangel sein.  
Er rief die Knapen: Laßt zur Stunde  
Und sagt den Nachbarn in der Runde,  
Die Frauen seien unberitten,  
Wir lassen sie um Zelter bitten. —

Der junge Ritter mittlerweile  
War heimgekehrt in Liebeseile.  
Er schied vom Kampfplatz sieggetrönt,  
Von Lob und Freudenruf umtönt  
Und blühend Hoffnungsglück im Herzen.  
Er war voll Muthwill und voll Scherzen,  
Mit lustigem Trällern wandert er  
Im Hause ruhelos umher.  
Stets muß' ein Fiedler um ihn sein,  
Der strich ihm neue Melodein.  
Und so erharrt er Stund' um Stunde  
Von seinem Oheim frohe Kunde.

Zum Chore blickt er fort und fort,  
Und wirklich, sieh, wer naht sich dort?  
Ein Bote kommt! Vor Schreck und Lust  
Erhebt das Herz ihm in der Brust.  
Herr, sprach der Knappe, Gruß und Heil!  
Mich schickt mein alter Herr in Eil'  
Mit einer großen Bitte her.  
Ihr wißt, er schätzt und liebt Euch sehr.  
Ihr habt das schönste Roß im Reich,  
Kein andres trägt so sanft und weich.  
Herr, habt die Güte denn und laßt  
Den Zelter uns auf kurze Zeit! —  
Wozu, Freund? — Daß er früh am Tage  
Zur Kirche unser Fräulein trage.  
Was geht dort vor? Sieh mir Bericht! —  
Herr, sprach der Knappe, wißt Ihr's nicht?  
Dort wird sie Eurem Ohm vermählt,  
Der sie zur Gattin sich erwählt. —

Vor Schreck begann der Herr zu wanken,  
Ein Schwindel lähmt ihm die Gedanken:  
Es ist nicht möglich, sag' ich Dir!  
Du treibst nur Deinen Scherz mit mir! —  
Gewiß nicht, Herr! Ihr dürft mir trauen,  
Ihr könnt's mit eignen Augen schauen.  
Versammelt sind von nah und fern  
Zum Brautgeleit die alten Herrn. —  
So gab's seit Kains Mörderthat  
Nie einen schändlicheren Verrath! —  
Er stand betäubt von Jorn und Leid  
In dumpfem Brüten lang beiseit.  
Ach, sprach der unglückselige Mann,  
Sie selbst hat keine Schuld daran,  
Sie nicht! Ich muß den Wunsch gewähren  
Als letzten Dienst für all die Ehren,  
Die sie mir bot, für all die Wonne,  
Die nun auf immerdar zerronnen!  
Doch wie? Durch den ich sie verlor,  
Dem soll ich armer blinder Chor  
Mein edles Roß zum Feste leihen,  
Zur Lustbarkeit ihm dienstlich sein?  
Wie kann sich nur der Mann erschrecken,  
Um solchen Dienst mich anzusprechen?  
Hat er nicht alles mir getraut,  
Woran mein arglos Herz geglaubt,  
Ach, all die Schönheit, Huld und Güte,  
Die mir in meinem Lieb erblühte?  
Doch muß ich allem auch entsagen,  
Es sei: mein Zelter soll sie tragen,  
Daß, wenn sie seine Zügel lenkt,  
Sie nochmals innig mein gedenkt.  
Ich liebte sie zu meinem Leid  
Und will sie lieben allezeit! —  
Er ließ sofort den Zelter zäumen;  
Der Knecht entführt ihn ohne Säumen.

Herr Wilhelm bleibt allein zurück  
Und denkt auf sein verlorne Glück,  
In bitterm Grimm und Herzensjammer  
Vergräbt er sich in seine Kammer,  
Und seinen Dienern insgemein  
Schärft er bei Tod und Leben ein,  
Daß keiner ihn zu stören wage,  
Dann überließ er sich der Klage.

Der Knappe mit dem edlen Roß  
Kam abends spät in's Hochzeitsschloß,  
Wo all die greifen Ritter saßen,  
Ein reichlich Mahl mit Freuden aßen.  
Der Burgherr scherzte mit der Schaar,  
Der heut in bester Laune war.



Dann ließ er sein Gebot erschallen  
Dem Thürmer und den Knechten allen:  
Merkt auf und sagt's von Mund zu Munde!  
Vor Sonnenaufgang eine Stunde  
Soll alles wach sein und bereit.  
Drum forget, daß zur rechten Zeit  
Ein jeder sink das seine thue! —  
Drauf legten alle sich zur Ruhe.  
Die junge Braut nur lag in Thränen  
Und wach' in hoffnungslosem Sehnen;  
Sie weinte still und seufzte tief,  
Indessen ringsum alles schlief.

Der Wächter selbst beschwert vom Wein  
Nicht auf dem Thurm ermattet ein.  
Da schreckt ihn auf um Mitternacht  
Des nahen Mondes helle Pracht,  
Die ostwärts überm Wald erglommen.  
Er meint, schon will der Morgen kommen.  
Zeit ist's, denkt er in jähem Schrecken,  
Die große Ritterschaft zu wecken.



Laut hößt ins Horn der trunkne Mann:  
Steht auf, ihr Herrn! Der Tag bricht an! —  
Das Dröhnen des Allarmhorns traf  
Die Hecker all im ersten Schlaf;  
Sie starrten gähmend in die Helle.  
Und unter Lärmen und Geschrei  
Jog Ros und Felter man herbei,  
Bis endlich die gesammte Schaar  
Der alten Herrn im Sattel war.  
Dem ältesten ward die bleiche Braut  
Zu Dienst und Obhut anvertraut.  
Der Armen führte man am Thor  
Des Fremdes bunten Felter vor;  
Da deckt sie mit dem Schleier sich  
Und schluchzt und weinet bitterlich.

Die Alten brummen in den Bart:  
So war von je der Weiber Art.  
Wenn sie des Vaters Haus verlassen,  
Weiß keine sich vor Schmerz zu fassen. —

So brach man auf noch lang vor Tag.  
Ihr Ziel, ein altes Kirchlein, lag  
Fern an des großen Waldes Saum.  
Der Weg bot nur zwei Kossen Raum,  
Drum ordnet suchte sich die Schaar.  
In langem Zuge Paar um Paar  
Rottirten sich die vielen Reiter,  
Zuletzt die Braut und ihr Begleiter.  
Der alte Herr, der wenig sprach,  
Lief sie voraus und folgte nach,  
Daß in des finstern Weges Enge  
Sein Ros nicht an das ihre dränge.  
So ging es durch die Wälder fort,  
Man hörte kaum ein lautes Wort,  
Das Rascheln nur im dürren Laub,  
Der Thiere Stampfen und Geschnaub.  
Die meisten nickten schlummertrunken,  
Vorn auf des Pferdes Hals gesunken,  
Und wer im Sattel aufrecht saß,  
Der sann für sich auf dies und das,  
Im Kopf umnebelt und verwacht,  
Und niemand nahm des Fräuleins Acht.  
Ihr Ritter war ein gutes Stück  
Des Weges hinter ihr zurück,  
Da oft sein Köhlein stehen blieb,  
Bis er's im Schlafe weiter trieb.  
Sie selbst blickt achlos vor sich hin,  
Nur Lieb und Liebesleid im Sinn.

So ritt sie durch die Einsamkeit  
Allein, nur Gott war ihr Geleit,  
Bis tief sich in ein schattig Thal  
Die Straße senkte, wo kein Strahl  
Des Mondes durch das Dickicht drang.  
Sie ließ dem Felter freien Gang,  
Und unvermerkt bog dort mit ihr  
In jenen Pfad das treue Thier,  
Den es in hoffnungsreichen Tagen  
So manchem seinen Herrn getragen.  
Sie schwand im Wald. Der Troß der Reiter  
Ritt auf der großen Straße weiter.

Doch endlich sah das Fräulein um:  
Rings nächtige Wildniß öd und stumm;  
Sie war verlassen und verirrt,  
Sie bebt vor Schreck und Graus verwirrt,  
Schon will sie rufen angstbekommen,  
Doch wehe, nein! Was soll's ihr frommen?  
Viel besser wahrlich, hier zu sterben,  
Und in der Wüste zu verderben!  
Sie ließ dem klugen Ros die Zügel;  
Das trug sie weit durch Thal und Hügel  
Mit sanftem Schritt ohn' Aufenthalt,  
Und langsam lichtet sich der Wald.

Da kreuzt ein Gießbach ihren Weg,  
Dampfbransend, tief und ohne Steg;  
Das Ros ging ruhig längs dem Rand,  
Bis es die Furt, die seichte, fand.  
Und sicher kamm es aus der Schlaf.  
Ein Horn klang durch die Dämmerluft.  
Sie kam ins freie Feld hinaus  
Und sah vor sich ein festes Haus.  
Dort auf der Sinne blies ein Mann  
Den Tag mit hellen Weifen an.  
Der treue Felter ritt in Ruh  
Dem wohlbekannten Chore zu,  
Und auf der Brücke schart sein Huf.  
Der Wächter stoßt im Morgenruf  
Und spähte lauschend hin und wieder,  
Von seiner Warte stieg er nieder  
Und rief durch's Fensterlein am Thor:  
Wer ritt hier auf die Brücke vor? —  
Sie spricht, und ihre Thränen wallen:  
Die Unglücklichste von Allen,  
Die je geschaut des Lebens Licht!  
Wohin ich soll, ich weiß es nicht.



Ich bin verirrt. Erbarm dich mein!  
Nur bis es Tag ist, laß mich ein! —  
Das darf ich nicht, bei meinem Haupt!  
Bevor es mir mein Herr erlaubt,  
Der liegt vergrämt in herbem Grimm;  
Denn man betrog ihn allzu schlimm. —

Ob ihrer Schönheit staunt der Mann  
Und stieg zu seinem Herrn hinan;  
Der lag in stetem Kummer wach.  
Verzeiht, Herr, rief er ins Gemach,  
Vor unfrem Thor im Morgengran  
Hält eine tiefbetrübte Frau.  
Von Jahren jung und fein von Sitten.  
Sie kam dort aus dem Wald geritten.  
Ihr Mantel glänzt in prächtigem Schrein.  
Der ist von Scharlach, wie ich meine.



Und wenn es just kein Lauscher sah,  
So drangen sie sich zärtlich nah,  
Umfingen eng sich Mund an Mund  
Und küßten sich von Herzensgrund.

Doch in des Morgens goldner Helle  
Führt er sein Lieb in die Kapelle.  
Der Burgkaplan war schon berufen;  
Er stand auf des Altars Stufen

Und schlang um sie von Hand zu Hand  
Ein unauflöslich heiliges Band.  
Und als die Messe war gesungen,  
Kam das Gesind zum Tanz gesprungen,  
Die Mägde mit den Männern all,  
Das Haus erdröhnt von Freundschaftsall.

Indessen machten fern am Wald  
Die alten Herrn beim Kirchlein Hall.  
Sie harrten lang und riefen laut:  
Da sind wir nun! Wo bleibt die Braut? —  
Ihr Ritter sprach: Ist sie nicht hier?  
Sie ritt die ganze Zeit vor mir.  
Der Wald war dicht, der Weg war  
schmal:

Ich schlief, und wacht' ich auch einmal,  
So dacht' ich, sie wird vorne sein,  
Und schlief beruhigt wieder ein.  
Sonst hab' ich weiter nichts vernommen:  
Mich wundert, wo sie hingekommen. —

Da stand bestürzt der ganze Haufen.  
Das war ein Rufen und ein Laufen;  
Man forschte hier; man fragte dort:  
Doch ach, umsonst! Die Braut war fort.  
Ihr alter Vater klagte sehr,  
Ihr alter Bräutigam noch mehr.  
Sie quälten sich in Angst und Reue;  
Und suchten ruhlos stets auf's Neue.

Da plötzlich kam, den Saum verhängt,  
Ein Knappe grüßend angesprengt:  
Herr Wilhelm, der mich ausgesandt,  
Reicht, Herr, als Eidam Euch die Hand.  
Heut Morgen, als der Tag ergraut,  
Ward Euer Kind ihm angetraut.  
Das Paar umjubelt Sang und Reihn;  
Kommt selber, Herr, und stimmt mit ein!  
Auch seinen Oheim läßt er laden.  
In seines reichen Glückes Gnaden,  
Verzeiht, vergißt er seine Schuld  
Und sendet Allen Gruß und Huld. —  
Die Alten sehn mit offenem Munde  
Bei dieser wunderbaren Kunde.  
Nachdem genugsam sie gestaunt,  
Ward viel geredet und geraunt:  
Nicht ändern könnt ihr, was geschah,  
Mögt ihr auch noch so sauer sehn.  
Je nun, ihr seid doch aus den Sorgen:  
Das Kind ist heil und wohl geborgen.  
Swaz ging es nicht nach unsrem Sinn;  
Doch nehmt's als Gottes Fügung hin!  
Drum fast euch klag und geht als  
Gäste  
Zu eurer Erben Hochzeitfeste!  
Beschlossen ward's. Mit Mann und Rosß  
Kam angerückt der ganze Troß,  
Und grüßend trat den alten Degen  
Das junge Paar versöhnt entgegen.

Und denkt doch, Herr, ich sah's genau:  
Auf Eurem Selter sitzt die Fran.  
Wie reizend ist sie, wenn sie spricht!  
Glaubt, Herr, solch lieblich Angesicht  
Hab' ich im Lande nie gesehn.  
Mich dünkt, 's ist eine von den Feen,  
Sie schickt Euch Gott zum Trost im Leid,  
Weil Ihr so gar verlassen seid. —

Herr Wilhelm sprang in Hast empor,  
Warf um den Rock und lief zum Chor,  
Das ihm der Thürmer sinkt erschloß;  
Da hielt sein Lieb auf seinem Rosß.  
Sie sprach: O Herr, laßt Euch erbitten!  
So viel hab' ich hent Nacht erlitten.  
Vergönnet mir ein Obdach hier!  
Ich bin verfolgt; man sucht nach mir. —  
Er trat ins Licht; sie sahn sich an,  
Und all ihr Herzeleid zerrann.  
Er hob vom Rosß die holde Maid  
Und küßte sie voll Seligkeit.

Er hielt sie bei der Hand gefaßt,  
Führt in sein Haus den lieben Gast,  
Wo sie verzückt beisammen saßen  
Und alle Welt um sich vergaßen.  
Sie kosen, lachten inniglich;  
Sie staunten und bekrenzten sich,  
Ob mit solch unverhofftem Glücke  
Sie nicht ein Traumgesicht berücke.



# Blätter und Blüten.

**Tragbare elektrische Lampen.** Der französische Elektriker Trouvé, dem wir bereits eine Reihe hübscher elektrischer Neuheiten, darunter die elektrischen Schmelzfäden, verdanken, hat der Pariser Akademie der Wissenschaften soeben zwei tragbare elektrische Lampen vorgelegt, deren eine überall dort Anwendung finden soll, wo ein offenes Feuer zu Explosionen Anlaß geben könnte, während die andere die stets gefährlichen Petroleum- und sonstigen Laternen zu ersetzen bestimmt ist. Als Elektrizitätsquelle dienen hier, wie bei den anderen Trouvé'schen Apparaten, sogenannte doppelchromsaure Tauchbatterien, die zu wirken beginnen, sobald die Kohle in die Flüssigkeit getaucht wird. Dies geschieht bei der ersten Lampe, und zwar selbstständig, sobald der Bergmann oder Gasarbeiter, der z. B. nach einer undichten Stelle in einer Gasleitung sucht, die Lampe an seinem Gürtel befestigt, um beide Hände frei zu bekommen. Die hier abgebildete zweite Lampe brennt hingegen, sobald man sie am Haken (F) hochhebt, und erlischt augenblicklich, wenn man sie irgendwo hinsetzt. Zur größeren Sicherheit ist die Lampe selbst mit einem Traggestelle umgeben, während die in der Abbildung sichtbaren Stäbe das Umfallen des Batteriebehälters (D) verhüten. Der am Deckel angebrachte Knopf (H) dient zur Erhöhung oder Verringerung der Leuchtstärke, indem er ein mehr oder minder tiefes Eintauchen der Kohle in die Flüssigkeit der Batterie bewirkt. Die Leuchtstärke der normalen tragbaren Trouvé'schen Lampe beträgt vier bis fünf Kerzen, und zwar drei Stunden lang, oder eine Kerze fünfzehn Stunden lang. Selbstverständlich sind auch kräftigere Lampen erhältlich.



einem Traggestelle umgeben, während die in der Abbildung sichtbaren Stäbe das Umfallen des Batteriebehälters (D) verhüten. Der am Deckel angebrachte Knopf (H) dient zur Erhöhung oder Verringerung der Leuchtstärke, indem er ein mehr oder minder tiefes Eintauchen der Kohle in die Flüssigkeit der Batterie bewirkt. Die Leuchtstärke der normalen tragbaren Trouvé'schen Lampe beträgt vier bis fünf Kerzen, und zwar drei Stunden lang, oder eine Kerze fünfzehn Stunden lang. Selbstverständlich sind auch kräftigere Lampen erhältlich.

**Streit um den Fahrweg.** (Mit Illustration S. 125.) Wer hat den Fahrweg freizugeben, der Schwache oder der Starke, der Kleine oder der Große? Die Frage ist heikel, nicht so leicht zu entscheiden, wie man auf den ersten Blick annehmen möchte, und Mißtrau und Position unseres Bildes sind offenbar auch nicht einzig darüber. Kampfbereit stehen sie sich da im dunkeln Morgen auf der vertheimten Landstraße gegenüber, und das zartere Geschlecht scheint hier nicht das mildere Gegener zu sein. Die geschwungene Peitsche, der zornige Ruf ihres Wegners schreit sie wenig. Rechts wird ausgehoben! Das ist das Recht der Landstraße! Den ganzen Weg freigegeben? Fällt mir nicht ein! Fliege ich mit meiner Milch in den Straßengraben bei dem Schnee, so verhungern alle die kleinen Stadtkinder, denen ich die tägliche Nahrung bringe. Also — Und so 'n Hundeschlitten will der Post, der kaiserlichen Post nicht die ganze Straße freigegeben? Das wäre! Aber resolut genug sieht das Weib aus, stürzt sie in den Graben, muß ich für den Schaden aufkommen — Himmel Sapperment! — Hinüber und herüber geht's, heftig entbrennt der Streit. Wird die Gewalt siegen oder das Recht? Wer weiß es — vielleicht liegen in der nächsten Viertelstunde beide Kampfpöbne im Straßengraben — und der Fahrweg in der Mitte ist auf einmal frei. Dann hat der Streit ein Ende.

**Wettlerin an der Via Appia.** (Mit Illustration S. 129.) Es ist ein trübes Geheimniß, ein Weh, das nicht so leicht in Worte zu kleiden ist, eine tief in Schleier gehüllte Trauer, was die Seele dieses Mädchens bewegt, dümmelnd und hoffnungslos wie die verödete Landschaft, in der sich dies Zusammenbrechen eines unglücklichen, verwasteten Herzens abspielt. So wenig der Künstler und die mächtigen Silhouetten der vom letzten Tageslichte erhaltenen Trümmerreste der altrömischen Leichenstraße deutlich erkennen läßt, so wenig läßt sich jedes Detail dieses Schicksals mit Zuverlässigkeit ablesen. Wir sehen auch hier nur die Umrisse und einige Abtönungen, — und gerade dies völlige Harmoniren des dargestellten Menschenloses mit dem Charakter der Scenerie ist ein besonders wirksamer Zug des Maß'schen Gemäldes.

Ueber die Eigenart dieser Scenerie sei uns eine kurze Notiz gestattet. Im Alterthum war die Strecke zwischen Rom und dem Albanerberg ein prächtiger Garten, mit Willen und Lusthäusern aller Art überfüllt; auf der Via Appia wogte und rollte es von Fuhrwerken jeder Art; überall die blühendste Volksthat, das lebendigste Leben. Nur die Grabmäler, die nach römischer Sitte vor den Wohnungen angebracht waren, erinnerten an Tod und Vergänglichkeit. Jetzt hat allenthalben der Tod das Leben verschlungen. Grau und einörmig liegt die sanft gewellte Ebene vor dem Beschauer, nur durch die brodelnden Trümmer zu beiden Seiten der Straße und die Bogenreihen der altrömischen Wasserleitung in ihrer harten Monotonie unterbrochen. Kein Baum belebt diese Landschaft, keine noch so dürftige Pflanze. Nur spärliches Gras bietet den Ziegen der Campagnolen eine armselige Nahrung. Fern aber in den bräunlichen Dünsten, die über diesem weltgeschichtlichen Kirchhofe brodeln, lauert das höhlartige Geheiß der Malaria, das blutergiftende Fieber.

Es ist dem Künstler gelungen, diese Stimmung der Via Appia treulich wiederzugeben: einmal in der todtten Natur und dann in der schmerzlich bewegten Mädchengestalt, die am Wege sitzt. Der kann noch erkennbare

**Inhalt:** Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman von G. Marritt (Fortsetzung). S. 125. — Deutsches Frauenloos im Ausland. Zur Gründung eines deutschen Frauenvereins in Wien. Von Paul Dehn. S. 130. — Elektrische Glühbirnen. Eine Erinnerung von H. A. Weisger. S. 132. Mit Illustrationen S. 132, 133 und 135. — Der bunte Zeller. Nach Hön von Spielmannskönig. Von G. von Nuyden. S. 136. — Streit um den Fahrweg. S. 140. Mit Illustration S. 125. — Wettlerin an der Via Appia. S. 140. Mit Illustration S. 129. — Der bunte Zeller. — Merkwürdiger artekischer Brunnen. — Marritt's Roman „Die Frau mit den Karfunkelsteinen“. — Allerlei Kurzwel: Der redende Parkettboden. — Auflösung des magischen Tableaus „Das gekügelte Rad“ in Nr. 7. — Kleiner Briefkasten. S. 140.

Wagen, der da im Hintergrunde davonrollt, als könne er dem Bereich dieser Trostlosigkeit nicht eilig genug entrinnen — trägt er vielleicht eine letzte Hoffnung, ein hohes, unerreichbares Glück der Bergesehenen für alle Zeiten hinweg? Und ist sie erst jetzt im vollen Sinne des Wortes, was sie von Kindheit gewesen, ohne es recht zu begreifen: eine hilflose Bettlerin?

Die Ausspannung dieses Gedankens überlassen wir der Einbildungskraft unserer Leser.

**Der bunte Zeller.** Nach Hön von Spielmannskönig von Wilhelm Herz. Das Gedicht, welches wir unter dem vorstehenden Titel den Lesern der „Gartenlaube“ vorführen (S. 136 bis 139), gehört in die Klasse der altfranzösischen sogenannten „Fabliaux“, deren Blüthe in das 13. Jahrhundert fällt. Es waren dies Novellen in Versen, welche sich in der wirthlichen Welt abspielten und der Mehrzahl nach sehr derbe Gegenstände behandelten. Zu den feinsten und anmuthigsten dieser Gattung gehört „Der bunte Zeller“, welchen uns W. Herz in meisterhafter Uebersetzung vermittelt.

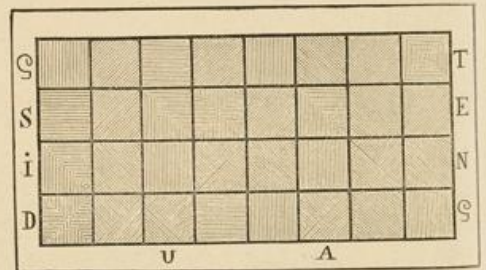
Der Titel „Spielmannskönig“ lautet bereits im 12. Jahrhundert auf, doch ist es da noch ungenügend, ob er ein bloßer Ehrentitel, oder ob eine Autorität über andere „Spieleute“ mit ihm verbunden war. Im 13. Jahrhundert ist das Letztere der Fall. Die Spielleute organisierten sich während desselben wie die übrigen Gewerbe zu Zünften, deren Vorstände den Titel „Spielmannskönig“ (le roy des menestrels oder einfach le roy) führten. Ein solcher scheint der Dichter Huon le roy gewesen zu sein, von dessen Schicksalen wir übrigens nichts weiter wissen, als daß er im 13. Jahrhundert gelebt hat. — Sechs Jahrhunderte also sind verfloßen, seit dieser Spielmannskönig die Liebesgeschichte vom „bunten Zeller“ dichtete, welche heute noch mit dem allen edigen Dichterwerke eigenen Jamben unvergänglicher Jugend jeden für Poesie empfänglichen Leser anmüthet.

**Ein merkwürdiger artekischer Brunnen** ist in der Stadt Selma (Alabama) vorhanden. Er entsendet zwei Ströme Wasser, deren jeder seine besonderen Eigenschaften besitzt. Dieser Brunnen ist dadurch bedingt, daß man in eine 10 Centimeter weite Röhre eine von 5 Centimeter einwärts. Die erstere geht etwa 110 Meter tief und fördert ein Wasser zu Tage. Die engere Innerröhre ist bis zu etwa 200 Meter niedriger und liefert ein Wasser, das viel Schwefel und Eisen enthält und ziemlich warm ist.

**Von Marritt's Roman „Die Frau mit den Karfunkelsteinen“** erscheinen gegenwärtig bereits nicht weniger als fünf Ausgaben in fremden Sprachen: eine schwedische bei A. Bonnier in Stockholm, eine dänische bei G. E. C. Gad in Kopenhagen, eine ungarische bei Alabár Székely in Budapest, eine französische bei Firmin Didot n. Comp. in Paris und eine italienische bei E. C. Oblighi in Rom. Weitere Uebersetzungen stehen bevor. Auch dieser neueste Marritt'sche Roman scheint also seinen Lauf durch die ganze civilisirte Welt nehmen zu wollen.

## Allerlei Kurzwel.

Der redende Parkettboden.



**Auflösung des magischen Tableaus „Das gekügelte Rad“ in Nr. 7:** Jedes man oben beim Rad anfangen den an jeder Biegung des Rades durch die bestimmten markirten Buchstaben ablesen, wobei zuerst der Blick links und dann rechts durchgenommen wird, so erhält man durch Zusammenstellen der so gefundenen Buchstaben die Worte: „Die Zeit eilt, die Zeit heißt.“ S. Monas.

## Kleiner Briefkasten.

**H. S. in G.** Wie die Verfasserin der „Brautjahre“, so sind auch wir einer rechten sachlichen Kritik jederzeit zugänglich. Herr Rechtsanwalt Robert Keil in Weimar unter frühere langjähriger Mitarbeiter, hat das Weib eines solchen aus für uns leicht erkennen zu den Gründen weit übersehen. Wie glänzend, er hat durch seinen rücksichtslosen, von lebenslänglicher Ideenvorurtheilung und Selbstüberhebung steigenden Angriff auf das jugendliche Weib einer allgemein beliebten und auch von der Kritik längst anerkannten Dichterin weder dieser, noch der „Gartenlaube“, sondern lediglich sich selbst geschadet. Wir wären es unter unserer Würde, auf die an den Daaren in seine Kritik zurückzugehen, obgleich Verurteilung der „Gartenlaube“ zu antworten, und dürfen uns eine Erreicherung um so eher erhaschen, als wir uns schreien und zagenden warmen Anerkennungen die beschuldigte Uebersetzung schöpfen dürfen, daß unsere Bestrebungen da, wo wir Werth darauf legen, auch richtig gewendet werden.

**A. G. V. in St.** Herr Robert Keil in Weimar steht zu der Familie des Begründers der „Gartenlaube“ in keinerlei verwandtschaftlicher Beziehung.